

Hinrich Stoevesandt

**Briefe aus fünf Jahrzehnten**



## Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Bruce McCormack	9
An Karl Barth, <i>7.5.1956</i>	16
Für Trude Aye, <i>Sommer 1957</i>	18
An Karl und Dorothee Stoevesandt, <i>11.11.1958</i>	19
An Gerhard Debus, <i>31.12.1970</i>	21
An Albrecht Goes, <i>8.2.1972</i>	25
An Hans Lipinsky-Gottersdorf, <i>27.1.1974</i>	28
An den Knabenchor Unser Lieben Frauen in Bremen, <i>7.9.1975</i>	38
An Rita und Jürgen Beutin, <i>17.12.1976</i>	42
An Reinhard Ruge, <i>12.12.1978</i>	44
An Hellmut Traub, <i>29.8.1979</i>	45
An Max und Franziska Zellweger, Markus und Rose Marie Barth, Christoph und Marie-Claire Barth, Hans Jakob und Renate Barth, <i>20.9.1981</i>	49
An Hans-Jürgen Hermisson, <i>29.5.1983</i>	51
An Fritz Dürst, <i>12.8.1983</i>	53
An Benno von Wiese, <i>25.2.1984</i>	54
Für Ruedi Morf, <i>11.3.1984</i>	55
An Eberhard Jüngel, <i>3.12.1984</i>	56
An Ulrich Luz, <i>12.5.1986</i>	58
Für Andreas Joss, <i>22.2.1987</i>	59
Für Barbara Flaig und Christoph Müller, <i>29.2.1988</i>	61
An Hanns-Friedrich Kunz, <i>8.3.1988</i>	62
An Paul Sacher, <i>28.8.1988</i>	64
An Minne Lipinsky-Gottersdorf, <i>11.12.1988</i>	65
An Bernhard Marzetta, <i>22.3.1989</i>	70
Für Michael Beintker, <i>4.5.1989</i>	72
An Friedrich Koch, <i>1.12.1990</i>	73
Für Hartwin Meyer-Arndt, <i>13.1.1991</i>	75
An Jürg Geiser, <i>30.12.1991</i>	76

Impressum:

Privatdruck zum 75. Geburtstag

Cover und Satz: Mario Moths

Druck: Rosch-Buch, Scheßlitz

September 2006

An Margret und Ludwig Koenen, <i>25.5.1992</i>	77
An Heinrich Braunschweiger, <i>10.7.1992</i>	80
Für Werner Blum, <i>2.7.1994</i>	82
Für Christine und Beat Senn, <i>15.8.1994</i>	84
An Martin Schmidt, <i>20.12.1994</i>	85
An den Neukirchener Verlag, <i>7.1.1995</i>	86
An Werner Krause, <i>5.9.1996</i>	87
Für Michael Landwehr, <i>27.8.1997</i>	89
An Ulrich Köpf, <i>3.12.1997</i>	90
An Horst Seebaß, <i>7.3.1998</i>	93
An Arndt Ruprecht, <i>7.12.1998</i>	94
An Joachim Latacz, <i>15.3.1999</i>	96
An John Flaig, <i>13.4.1999</i>	97
An Eberhard Busch, <i>13.12.2000</i>	99
An Caren Algner, <i>14.12.2000</i>	101
An Hans de Knijff, <i>5.8.2001</i>	103
An Eveline und Michael Trowitzsch, <i>12.10.2001</i>	105
Für Luise Kraye, <i>24.12.2001</i>	107
An Franz Christ, <i>3.6.2002</i>	108
An Günter Klein, <i>9.1.2003</i>	110
An Arnold Wiebel, <i>7.7.2003</i>	112
An Hans Jürgen Kahrs, <i>18.8.2003</i>	116
An Inge Jacob, <i>29.11.2003</i>	118
An Eymar Fertig, <i>12.1.2004</i>	119
An Karl Koch, <i>27.1.2004</i>	122
An Christine Axt-Piscalar, <i>15.5.2004</i>	124
An Bruce McCormack, <i>17.5.2004</i>	125
Für Felix Bertschmann, <i>24.4.2005</i>	127
Für Gerhard Sauter, <i>4.5.2005</i>	129
An Holger Finze, <i>8.1.2006</i>	130
Nachbemerkung von Hans-Anton Drewes	132

## Vorwort

von Bruce McCormack

Meine erste Begegnung mit Hinrich Stoevesandt werde ich nie vergessen. Es war der 2. November 1984. Ich hatte ein Stipendium der Schweizer Regierung erhalten, während des akademischen Jahres 1984/1985 in Basel zu studieren und im Karl Barth-Archiv zu forschen. Er hatte damals genau das gleiche Alter wie ich heute: 53 Jahre. Ich gestehe offen, daß ich sehr nervös war vor unserer ersten Begegnung. Er war nicht nur der Archivar; er war der Haupteditor der Karl Barth-Gesamtausgabe, welche im Zeitraum von 13 Jahren bereits auf 15 Bände angewachsen war. Nicht nur überschaute er das unveröffentlichte Material so souverän, daß nur wenige mit ihm konkurrieren konnten – eigentlich käme nur noch Eberhard Busch in Frage –, auch in seinem Wissen über die Theologie und das Leben Barths war er nach meinem Urteil jedem anderen, vielleicht berühmteren Barth-Interpreten ebenbürtig. Er begrüßte mich an diesem Novembertag an der Haustüre der Bruderholzallee 26, ein Mann voll von Vitalität, von Begeisterung für seine Arbeit, mit einem schalkhaften Funkeln in seinen Augen. Er streifte mit seinem Blick die große Aktenmappe, die ich in jener Zeit mit mir herumzutragen pflegte, deutete auf sie und fragte mich: «Ein Koffer voller Weisheit?» Ich mußte schlucken, unsicher, was ich antworten sollte – sicher nur, daß alles, was ich sagen könnte, allzu schnell beweisen würde, wie wenig «Weisheit» ich wirklich besaß! Aber er erwartete keine Antwort. Er lächelte mich freundlich an und bat mich herein.

Während dieser ersten Begegnung sprachen wir ungefähr eine Stunde. Herr Stoevesandt (wie ich ihn bis Dezember 1998 nennen sollte) sagte mir, daß es ihm wahrscheinlich nicht möglich wäre, mich so oft zu sehen, wie er gehofft hatte – weniger, als er in unserem Briefwechsel vor dem ersten Treffen angedeutet hatte. In der Zwischenzeit hatte er nämlich das Angebot erhalten, in Tübingen während des Winter-Semesters Homiletik zu lehren. Er entschuldigte sich für seine beschränkte Zeit. In Wirklichkeit aber fand er eine Lösung, mir großzügig Zeit zu schenken. Er sagte mir (oder vielmehr, seine Frau Elisabeth sagte es): «Egal, wie beschäftigt wir sind, essen müssen wir trotzdem. Wir würden wertvolle zusätzliche Zeit gewinnen, wenn Sie

für eine kurze Unterredung am späten Morgen kommen könnten und danach mit uns zu Mittag äßen.» Und so begann im ersten Semester ein Brauch, der sich bis heute gehalten hat. Meine Arbeit mit Hinrich Stoevesandt hat normalerweise ein Essen eingeschlossen! – und freundschaftlichen Umgang zwischen unseren beiden Familien, Elisabeth und die beiden Stoevesandt-Töchter, Dorothee und Magdalene («Leentje»), meine Frau Mary und (später) unsere beiden Kinder, Catriona und John. In dieser entspannten Atmosphäre wurden Geschichten erzählt, einige theologischer und andere familiärer Art. Karl Barth schien auch präsent zu sein – stets durch solche Geschichten. Wir wurden in diese sehr traditionelle Bremer Familie regelrecht «adoptiert» – etwas, womit wir als Amerikaner nicht rechnen und das wir nur staunend mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit erleben konnten. Während dieses Jahres gingen wir im Archiv ein und aus. Was meine eigenen Arbeiten betrifft, war der Höhepunkt im Sommer 1985, während die Familie Stoevesandt für zwei Wochen ihre Ferien in den Niederlanden verbrachte. Herr Stoevesandt gab mir einen Schlüssel zu seinem Haus und sagte mir, ich könne im Archiv arbeiten, so oft ich wolle. Das Archiv – oder genauer: die noch nicht publizierten Dokumente waren selbstverständlich in den Aktenschränken verschlossen. Aber für zwei Wochen war mir erlaubt, Karl Barths Bibliothek zu benutzen und «der Spur der Brotkrumen» zu folgen, welche er hinterlassen hatte – in Form von Markierungen und gelegentlichen Notizen, welche er in den Büchern angebracht hatte, die er las. Zu entdecken, was Barth gelesen hatte – und was nicht –, war schon an sich sehr interessant. Später in diesem Sommer verlebte Mary ein Wochenende mit Leentje im Archiv, als Hinrich und Elisabeth abwesend waren – was unsere Familien noch näher zusammen brachte. Als Mary kurz vor unserer Rückreise in die Staaten unabsichtlich die große Glasscheibe zwischen Küche und Wohnzimmer in unserer kleinen Wohnung an der Kannenfeldstrasse zerbrach, half mir Elisabeth nicht nur das schwere Stück Glas zu einem Geschäft am Spalenring zu tragen, um ein neues machen zu lassen, sondern sie bezahlte es auch noch – bis wir es ihr von zu Hause aus zurück zahlen konnten. So viel von den Lebensumständen in unserem zauberhaft-wundervollen Jahr in Basel.

In Bezug auf die Arbeit in diesem Jahr, sind zwei Erfahrungen während meiner Arbeit mit Herrn Stoevesandt erwähnenswert. Zum einen: Nach kurzer Zeit änderte sich die Forschungsperspektive in meiner Dissertation. Ich war angereist mit der Erwartung, über Barths Interpretation und Aufnahme der «Alten», wie er sie nannte, zu arbeiten: der orthodoxen protestantischen Theologen des späten 16. und 17. Jahrhunderts. Genaue vergleichende Studien an den von Barth in dem Band *Das Wort Gottes und die Theologie* (1924) sowie in der Sammlung *Die Theologie und die Kirche* (1928) publizierten Vorträgen und Aufsätzen brachten mich zu der These, daß irgendwann in diesen Jahren eine Veränderung stattgefunden hatte – eine Veränderung, die mit dem Auftauchen einer positiveren Einstellung zur Lehre und sogar zu den Dogmen der Kirche zusammenhing. Das Problem bestand aber darin, daß es kein Paradigma von Barths Entwicklung gab, das zur Erklärung dieser Veränderung dienen konnte. Deshalb wechselte ich die Marschrichtung und entschloß mich, mir Barths theologische Entwicklung während der ausschlaggebenden Jahre von 1921 bis 1932 vorzunehmen. Ich fragte mich, ob Herr Stoevesandt mich für verrückt halten würde, ob er sagen würde: «Sie überschätzen sich. Das ist ein zu großes Unternehmen für einen jungen Forscher!» Hätte er dies gesagt, dann wäre es sicher sehr begründet gewesen. Aber er hat es nicht gesagt. Im Gegenteil, er hat meine Richtungsänderung sofort akzeptiert und mich bei jedem Schritt auf dem Weg ermutigt. Wir haben über alles diskutiert, was ich mir denken konnte. Immer und immer wieder hat er mir sorgfältig ausgewogene Antworten gegeben. Herr Stoevesandt war ein Mann, der seriöse Beweise sehen wollte, bevor er sich einer neuen Idee anschloß. Die Texte bedeuteten ihm am meisten; unsere eigenen Standpunkte und Interessen mußten immer in den Hintergrund treten gegenüber den Standpunkten und Interessen, die in und durch die Texte zur Sprache kamen. Deshalb waren seine Antworten vorsichtig. Aber Vorsicht war zu jener Zeit genau das, was ich brauchte.

Die zweite Erfahrung stand im Zusammenhang mit der Verfügbarkeit von Quellen. Herr Stoevesandt hat mir von Beginn an Zugang zu Barths ersten Dogmatik-Vorlesungen gewährt, zu der sogenannten «Göttlinger Dogmatik» – oder zumindest Zugang zu den schreibmaschinengeschriebenen Transkriptionen, denn meine Fähigkeit, Barths Hand-

schrift zu lesen, war viel zu gering. Aber die christologischen und soterologischen Teile dieser Vorlesungen gab es in maschinenschriftlicher Form nur in Bonn – und damit ist eine Geschichte verbunden. Zu jener Zeit war die für die Bearbeitung verantwortliche Herausgeberin der Göttingen Dogmatik Frau Pastorin i.R. Hannelotte Reiffen, eine wichtige Gestalt im Kirchenkampf und – eine strikte Anhängerin der linken, sozialistischen Barth-Auslegung. Frau Reiffen litt unter den Anforderungen von Herrn Stoevesandts Editions-Praxis. Sie wollte nur «zeitgeschichtliche Faktoren» identifizieren – nicht aber die literarischen Anspielungen und Bezüge in Barths Text. Aus diesem Grund war zwischen den beiden Editoren sozusagen eine Pattsituation entstanden. Frau Reiffen hielt die maschinengeschriebenen Transkriptionen zu Dogmatik II unter Verschuß, um sie als Pfand in ihren Bemühungen um eine Änderung der Editionsregeln zu benützen. Die Situation war deshalb blockiert, bis im April 1985 Frau Reiffen unerwartet starb. Es war ganz gewiß ein trauriger Moment, da sie in Freundschaft mit vielen Barth-Forschern in Deutschland, jungen wie alten, verbunden war. Nun – Herr Stoevesandt nahm einen Zug und fuhr nach Bonn, um das fehlende Material bei einem jungen Theologie-Studenten abzuholen, der bei Frau Reiffen gewohnt hatte. Nach seiner Rückkehr rief er mich an, ich solle ins Archiv kommen, um meine Kopien der «Göttinger Dogmatik» zu vervollständigen. Ich weiß, daß Herr Stoevesandt diese Reise sowieso unternommen hätte; das war seine Aufgabe als Archivar und Haupteditor der Gesamtausgabe. Aber ich merkte zugleich, daß ihm auch meine Forschungs-Bedürfnisse am Herzen lagen – das wurde durch die Aufforderung zum Abholen des Materials unterstrichen. Dies war bezeichnend für ihn; er hat sich immer besonders angestrengt, damit ich alles Material bekam, das ich benötigte. Wie sich herausstellte, war die Göttinger Christologie ausschlaggebend für die Argumentation, die ich vorlegen wollte. Zu sagen, daß meine Arbeit damals ohne Herrn Stoevesandt unmöglich gewesen wäre, ist eine Untertreibung. Ebenso die Aussage, er wäre bei meiner Arbeit erst auf dem Plan gewesen, als sie schon begann, Gestalt anzunehmen. Er war für mein Projekt, als mein erster wichtiger Gesprächspartner, von grundlegender wesentlicher Bedeutung.

Im September 1985 kehrten Mary und ich in die Staaten zurück, buchstäblich mit einem Berg an deutschen Texten, viele davon damals noch unpubliziert, die ich durcharbeiten hatte. Im Mai 1986 kehrte ich nach Basel zurück, um an den Feiern zu Karl Barths 100. Geburtstag teilzunehmen – die erste «Heimkehr» von vielen in eine Stadt und zu einer Familie, die ich lieb gewonnen hatte. Ich erinnere mich gut an den Tag, an dem Herr Stoevesandt einen tiefen Seufzer tat über das Phantom der Barth-«Schulen», die damals in Deutschland entstanden, und fragte: «Wie viele Barths werden wohl noch erscheinen, bevor dieses Barth-Jahr vorüber ist?» Und ich erinnere mich an die Barth-Ausstellung in der Basler Universitätsbibliothek, für die Herr Stoevesandt liebevoll viele Ausstellungsstücke vorbereitet hatte. Ich mußte vor der Eröffnung der Ausstellung abreisen, da meine Frau während meiner Abwesenheit eine Fehlgeburt erlitten hatte. Deshalb boten mir Herr und Frau Stoevesandt eine Privatführung nur für mich. Herr Stoevesandt führte mich schnurstracks zu einer Glasvitrine, inmitten all der vielen Vitrinen der Ausstellung, und sagte: «Hier ist Ihre Vitrine». Sie zeigte eine Anzahl von Exponaten zur Entstehung von Barths erster Dogmatik-Vorlesung von 1924. Unter ihnen war ein damals noch unpublizierter Brief von Karl Barth an Emil Brunner, datiert vom 26. Januar jenes Jahres, in dem Barth eine Liste von möglichen Ansätzen zum Entwurf einer Dogmatik zusammengestellt hatte – ein Brief, über den Herr Stoevesandt und ich im vorangehenden Jahr miteinander oft intensiv nachgedacht hatten. Am gleichen Tag gab mir Elisabeth die Photokopie eines bekannten Plakats, das einen Vortrag von Karl Barth am Vorabend der Kirchenwahlen vom 22. Juli 1933 mit dem Titel «Was heißt Freiheit des Evangeliums?» ankündigte. Danach reiste ich nach Hause, um mit meiner Frau zu trauern. Diese schlichten Beweise von Zuneigung und Mitgefühl bedeuteten für mich und Mary viel. Das Plakat hängt heute gerahmt in meinem Büro in Princeton.

Während all der Jahre, die seither vergingen, blieben wir in engem Kontakt. Stets wenn ich nach Basel kam, rief ich Hinrich an, um zu hören, ob er Zeit für ein Gespräch hatte. Und immer kam die Antwort: «Hättest du an diesem oder jenem Tag Zeit für ein Mittagessen?» Und so hielten wir es jedes Mal. Außerdem gab es da noch die Briefe – Briefe, die sich nicht nur durch große Weisheit und außergewöhnliches theologisches Urteilsvermögen, sondern auch durch viel Witz auszeichneten. Ein einziges Beispiel wird genügen. Als während des

sechsten Monates von Marys dritter Schwangerschaft eine Ultraschall-Aufnahme zeigte, daß wir einen Jungen bekommen würden, schrieben wir mit großer Begeisterung den Stoevesandts einen Brief, um ihnen diese Neuigkeit mitzuteilen – und: daß wir uns entschlossen hätten, unseren Sohn «John Charles» zu taufen. Hinrichs Antwort: «Daß man schon im voraus weiß, ob man einen Sohn oder eine Tochter zu erwarten hat, ist eine Errungenschaft der Medizin, die mir an sich schon noch recht neu und ungewohnt vorkommt. Aber daß man auch den Namen des Kindes schon wissen darf, solange es noch gar nicht da ist, das begegnet mir bei Ihrem John Charles zum ersten Mal in meinem Leben!»

Als sich letztes Jahr Hinrichs 75. Geburtstag am Horizont abzeichnen begann, wurde mir klar, daß das, was ich am meisten hören wollte, Hinrichs eigene Stimme war; nicht die Stimmen derjenigen, denen er geholfen hat, eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zu machen (so schön dies auch wäre), sondern seine Stimme. Denn alles, was er zu sagen hat – sei es im Gewähren von Rat oder nur im Lachen über sich selber und über die Marotten anderer –, erwächst aus einer theologischen Existenz. Sie stimmt nach meinem Verständnis tiefgründig überein mit dem Evangelium, und sie muß zur Erfahrung werden, um wirklich verstanden werden zu können. Ihre Hauptcharakteristiken sind: eine grundlegende Zuversicht in die Güte Gottes und ein Vertrauen in seine Herrschaft; eine Absage an alle Identifikationen der Wege Gottes mit menschlichen Plänen oder seines Willens mit Maßstäben menschlichen Urteilens – seine eigenen eingeschlossen; eine Bereitschaft, wenn nötig, auch Entbehrungen zu erdulden, ein einfaches und bescheidenes Leben zu führen, um einer Theologie Kraft und Raum zu schaffen, die fähig ist, Grundlagen für Glauben und Handeln in der Kirche zu legen; und eine intensive Beteiligung auf allen Ebenen im Leben der Kirche am Ort – vom Predigen über das Singen im Chor bis hin zu einer freundlich-mitfühlenden Anwesenheit im Leben ihrer Glieder. Jeder der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe bezeugt genau diese Art der theologischen Existenz. In ihnen beantwortet Hinrich ernsthafte theologische Fragen, gibt seelsorgerlichen Rat und Ermutigung und verleiht seinem Interesse am Befinden seiner Freunde fühlbaren Ausdruck. Diese Briefe belegen ebenso Hinrichs feinen hoch entwickelten Sinn für

Humor. Wenn er nicht seinen Vater über den Verlust eines Fingers damit tröstet, daß die verbleibenden neun ein Symbol für die Ordnungen der Engel sind (gemäß Dionysios dem Areopagiten), so läßt er Eberhard Jüngel zum 50. Geburtstag wissen, daß er zwar gerne dessen «Unentbehrlichkeit» darlegen möchte, daß die von Herrn Jüngel selber gewünschte Beschränkung des Umfangs seiner Briefe das aber nicht zuläßt – die Tatsache der Unentbehrlichkeit muß sich selber erklären!

Die Stimme Hinrich Stoevesandts war in den letzten zweiundzwanzig Jahren für mich ein großer Segen und eine Ermutigung. Es ist meine Hoffnung, daß diese Erfahrung auch jenen zuteil wird, welche nun diese Briefe lesen. In ihnen findet sich viel Gedankennahrung. Vielen Dank, Hinrich, für alles, was Du bist. Und möge Gott Dich und Elisabeth reichlich segnen für viele kommende Jahre.

## An Karl Barth

(siehe auch Bild 1)

*Bremen, den 7. Mai 1956*

Lieber Herr Professor!

Nach dem Zusammenhang von III 2, 302ff. <sup>1</sup>muß es eine mißliche Sache sein, wenn man anfängt, über- statt zueinander zu sprechen. Und wenn man den Auftrag bekommt, über seinen leiblichen oder seinen geistlichen Vater einem großen Publikum etwas mitzuteilen, dann steht einem eben diese Mißlichkeit als schwerstes Bedenken vor Augen. So ging es mir mit meinem Radio-Auftrag: ich mußte fürchten, daß durch die Verwendung der 3. Person und die Berechnung auf die Ohren anonymer Zuhörer das an dieser Stelle zu leistende Bekenntnis ipso facto in eine Verleugnung umschlagen würde. Demnach ist die törichte Entscheidung der Radio-Leute wohl eben doch providentiell gewesen, und ich brauche, solcher Sorgen ledig, nicht aus dem Kreise der Pilgerstraßen-Tischgemeinschaft oder der vom Berner Casino <sup>2</sup> herauszutreten, um Ihnen meine Glückwünsche zu dem großen Tag darzubringen.

Lassen Sie mich von allem, was zu sagen wäre, nur das Eine aussprechen, was sich an Ihren Bremer Besuch anknüpft. Es war für mich fast eine metaphysische Notwendigkeit, Sie mit Bewußtsein und mit den in Basel geschulden Augen einmal in diesem meinem Elternhaus und damit den Kreis geschlossen zu sehen, der mich aus diesem für meine Vorstellung seit jeher irgendwie von Ihnen erleuchteten Hause <sup>3</sup> geraden Weges in das Ihre geführt hatte. Insofern war Ihr Besuch <sup>4</sup> wirklich eine «Erfüllung» – übrigens auch die wenigstens zeichenhaft andeutende Erfüllung eines alten Planes, dessen Ausführung jetzt fällig wäre: Mein Vater bezeugt glaubwürdig, daß Sie vor ca. 30 Jahren im Anblick des Bremer Villenvorortes Oberneuland die Absicht geäußert haben, nach Vollendung Ihres 70. Jahres dort sich anzusiedeln. Jawohl, mitten in die norddeutsche Tiefebene – das wollten Sie! Nun, ich will bescheiden sein und auf eine buchstäbliche Erfüllung nicht dringen. Es wäre auch zu schade um Basel, wenn es auf einmal nicht mehr «Basel» sein dürfte! Aber Ihr Bremer Besuch hat mir, gerade angesichts des Abschiedes aus den Räumen, die im engeren Sin-

ne das Elternhaus waren, einmal schlaglichtartig vor Augen geführt, daß wirklich zu den allerbesten Gaben dieses Elternhauses die Richtung gehört, in der man dort in Marsch gesetzt wird, um dann eben in Basel anzukommen. Aber diese Richtung ist ja nur der Vollzug einer Gegenbewegung, die durch eine frühere Bewegung vom Zielort her erst in Gang gesetzt ist, und insofern Teil der «Antwort», die Ihnen in einem dicken Bande, und doch nur fragmentarisch, am Freitag abend überreicht werden soll <sup>5</sup> Ich könnte wohl sagen, daß Sie als causa efficiens und als causa finalis schon immer irgendwie dahintergestanden haben.

Was Ihnen von der Firma Praeger und Meier in meinem Auftrag zugeht <sup>6</sup>, ist dem Tage und dem Jahre hoffentlich nicht in solchem Maße adäquat, daß es an der Bruderholzallee schon viele gleichartige Gegenstände vorfindet.

In großer Dankbarkeit bin ich  
Ihr Hinrich Stoevesandt



## Für Trude Aye<sup>7</sup>

Sitz am Sonntag ich ganz still in meiner Bude,  
über mein Dogmatik-Buch gebeugt,  
denke fröhlich ich und dankbar oft an Trude,  
weil dem braunen Stengel blauer Dunst entfleucht.

Alltags sind es die Kompendien fürs Examen.  
Dann entsteigt der Dunst der schwarzen Pfeife.  
Doch auch sie verkündet mir denselben Namen,  
schlingt zu ihrer Spendrin des Gedankens Schleife.

Bunt wie die Zigarrentüte sei Dein Leben,  
einfallsreich, voll Heiterkeit und Geist  
und gespickt mit guten Worten, die man eben  
so zusammenträgt, nur wenn man Trude heißt.

Sommer 1957

## An Karl und Dorothee Stoevesandt

(siehe auch Bild 3)

*Basel, den 11. November 1958*

Lieber Vater und liebe Mutter!

Das ist ja mal eine schöne Geschichte, das! 76 Jahre hat er nun so treu gedient, und nun soll er – was sage ich, ist er auf einmal ab!<sup>8</sup> Ab, richtig ab – ich muß mir das richtig vorbuchstabieren (es dauert bei dem Wort ja nicht so lange, und so habe ich es schon wiederholt tun können), um mich an die seltsame Tatsache allmählich zu gewöhnen. Mit der schönen Zehnzahl – sie spielt eine geradezu konstituierende Rolle für den Weltbegriff des Cusaners – ist es nun vorbei. Schade, schade! Man kann freilich vielleicht doch noch zu dem Urteil kommen, daß (von dem ästhetischen Wert der Asymmetrie noch ganz abgesehen) der Tausch der Zehn- gegen die Neunzahl so unvorteilhaft gar nicht ist, wie er einem unphilosophischen Geiste erscheinen kann. Ist doch die Neun nach Dionysius Areopagita unweigerlich die Zahl der Engelordnungen, und jedenfalls Bonaventura konnte die Neun in den harmlosesten Zusammenhängen nicht aussprechen, ohne sofort der Engel zu gedenken. Also eine Beförderung aus dem Symbolbereich der Welt in den der Engel – man sollte das nicht ohne Weiteres verachten! Zu einem bescheideneren, aber immerhin auch tröstlichen Resultat gelange ich auf aristotelisch-thomistischem Wege. Was der Chirurg abschneiden kann, erweist sich ipso facto spätestens damit (wenn man's nicht schon längst vorher gewußt hat) als ein bloßes accidens, also der substantia lediglich Angehängtes, das für ihr eigenes Wesen schlechterdings nichts austrägt. Wenn Barthels nun so fleißig an der Beseitigung der Akzidenzien arbeitet, ist er mit nichts Geringerem als der allmählichen Herausschälung der reinen Substanz beschäftigt. Es handelt sich also eindeutig um einen Prozeß fortschreitender ontologischer Verwesentlichung, in dem nun eine neue Stufe erreicht ist.

Ich wage aus dem im ganzen doch eher beruhigenden Duktus der Nachrichten zu schließen, daß Ihr Euch bereits wieder auf und um die heimische Chaiselongue gelagert und zur Rezeption solcher tiefen Gedanken bereit findet. Ich kann mich aber noch recht gut in

die ausgestandenen Schrecken und Besorgnisse hineinversetzen, die ich nun in abgemilderter und verkürzter Form in Mutters Brief miterlebt habe. Und der medizinische Aspekt der Sache ist ja nun doch wohl, wiewohl Du mir seine relative Harmlosigkeit versicherst, Mutter, zum mindesten erdschwerer als der lichte philosophische. So muß doch auch wohl noch die theologische Reflexion ergänzend eingreifen: was das für ein Vergnügen sein muß, Vater, wenn Du mal in den Himmel kommst und da ganze Partien Deines Inneren und Äußeren wieder an Dich nehmen kannst<sup>10</sup> (ganz ohne Akzidenzien werden wir nämlich auch da, soweit ich sehe, nicht auskommen).

Wie gut übrigens, daß Du nicht Pianist bist! Aber das wird man ja auch wohl unter noch ganz anderem Gesichtspunkt, ohne Dir allzu nahe zu treten, sagen dürfen. Oder ist nun etwa mit weiter herausgeschälter Substanz auch die Musikalität schon freigelegt?

Viele herzliche Grüße!  
Hinrich

## An Gerhard Debus<sup>11</sup>

*Radevormwald, den 31. Dezember 1970*

Lieber Herr Debus!

Nun haben Sie genau das getan, wovon ich nicht wollte, daß Sie es täten – und diesen meinen Willen haben Sie schwarz auf weiß, vielmehr, infolge einer Unaufmerksamkeit beim letzten Farbbandkauf, blau auf weiß –: Sie haben mir doch einen langen Brief geschrieben. Und ich bin nicht einmal unzufrieden, daß ich meinen Willen nicht (aber Ihren Brief wohl) bekommen habe: im Gegenteil. Und dabei habe ich's doch wirklich andersherum gewollt! Da hätten wir also ein winziges Exempelstück für die bezaubernde Art und Weise, wie die Geschichte im großen zu verlaufen pfligt: Es kommt immer anders heraus, als ihre Akteure sich das gedacht haben. Wenn das nicht das Beste an der Geschichte ist, weiß ich nicht, was überhaupt Gutes an ihr sein soll. Und meinerseits lasse ich es mir, um der Erbaulichkeit dieser Belehrung willen, immer gern gefallen, von ihr blamiert zu werden, auch in Fällen, wo es, anders als diesmal, zu meinem Nachteil ausschlägt. Und da setzen sich die Leute in Positur und blasen Trompetenstücke über DIE GESCHICHTE, daß einem Tränen der Ergriffenheit kommen über die Neuigkeit, wir seien ihre Akteure. Aber wenn in der Stille nach der Fermate plötzlich jemand merkt, daß er das eigentlich immer schon gewußt hat und daß die feierlich verkündete Weisheit ein bißchen das Banale streift, dann setzt die Musik flugs wieder ein, nunmehr der Sicherheit halber mit Schlagzeug verstärkt, und trommelt einem in die Ohren, gemeint sei natürlich: ihre alleinigen Akteure. Womit denn die Geschichte endgültig dem Stumpfsinn überantwortet wäre, wenn nicht jene Behauptung allem Glauben, den sie findet, zum Trotz unwahr bliebe.

Ja: Der, dem nur ein paar Imperative übrigbleiben – und was kann einem, der sich auf *jenen* einen getrommelt, aber auf die Geschichte nun einmal nicht zutreffenden Indikativ eingelassen hat, anderes übrigbleiben? –, ist dem andern, der «sich auf dem Indikativ zur Ruhe bettet», näher, als beide es sich träumen lassen. Wie wei-se ist da doch die Sprache, die mit weniger als beidem (und gleich noch einigem mehr) nicht auskommt! Um nicht zu reden von der Bibel (aber

von ihr redeten wir), die aus dem Schatz der Sprache beide (und ebenfalls gleich noch weitere) Modi in Gebrauch nimmt und mit allen zusammen kaum auskommt, um uns sprachgestörte Leute das Sprechen (nochmals: und gleich noch einiges mehr) zu lehren. Wenn wir irgendein Kapitelchen aus irgendeinem Sprachmodus uns leidlich zu eigen gemacht haben, dann wollen wir gleich den ganzen Rest eliminieren. So etwas rächt sich stehenden Fußes.

Nebenbei muß ich Sie rasch fragen, ob es eigentlich gut ist, wenn man sagt, jemand beherrsche die Sprache. Ich fürchte zwar, dieser Fall kommt vor, aber wird er nicht aufs erbärmlichste zum Schaden des Herrschers ausschlagen?

Im Gespräch jedenfalls, das haben Sie sehr einleuchtend dargetan, wird nicht geherrscht, und in einer ordentlichen Predigt ganz ebensowenig. (Was eine ordentliche Predigt ist bzw. nicht ist, das müssen wir dann allerdings bei Gelegenheit im Gespräch noch ein wenig abtasten.) Darum hat es, wie mir zunehmend deutlicher wird, keinen Sinn, Predigt und Gespräch gegeneinander auszuspielen. Die Grenzen zwischen gut und schlecht, richtig und unrichtig verlaufen ganz anderswo als zwischen den Gattungen. Und so gehört zum Gespräch – mit diesem einen Satz Ihres Briefes bin ich nicht ganz im Einklang – doch noch etwas anderes, etwas von ganz anderer Ordnung, als «die Bereitschaft, miteinander zu sprechen». Sonst wäre es nicht so zum Verwundern und lange nicht so schön, wenn es gelingt. Und daß es das sei, das wollten Sie doch wohl, wenn ich Sie recht verstehe, gerade Ihren Gesprächen mit Bohren nachrühmen. Über die Theologie – sie scheint mir in dieser Hinsicht von anderen Themen übrigens nicht kategorial verschieden – mit sich reden zu lassen, ist sicher, wie Sie sagen, anstrengender, als eine zu vertreten (oder eine andere, wenn nicht ungewollt sogar die eigene, zu zertreten). Aber da ist noch mehr im Spiel. Manchmal kann man ja nicht darüber mit sich reden lassen, es geht einfach nicht. Und es mag auch Fälle geben – oder halten Sie das für ausgeschlossen? –, wo man es nicht darf.

Aber wir waren ja bei dem umgekehrten Fall, dem ich nur seine Besonderheit gern belassen sehen wollte, daß man darf, kann und soll. Gäbe es ihn gar nicht, dann wären wir schon in der Hölle, oder, was auf dasselbe hinausläuft, der Himmel hätte sich über der Erde verschlossen. Verfinstert zu haben scheint er sich ja auch so. Aber un-

ter dem offenen Himmel (und auch den erwirbt sich keiner auf eigene Faust) läßt sich herrlich miteinander sprechen. Und wenn – vorausgesetzt, man geht beim Reden zu zweit spazieren – immer noch auf beiden Seiten je eine ganze Schar von Vätern verschiedenen Ehrwürdigkeitsgrades mitwandert (wo soll man sie schließlich auch sonst lassen?), so mögen sie ihre Differenzen bei dieser Gelegenheit schlichten oder auch unausgetragen lassen: wenn sie sich mit oder ohne Schlichtung vielleicht zur eigenen Überraschung vertragen, wäre das ja ganz im Sinne jenes Konzeptes, von dem Sie hier auf der Tagung während eines weniger geglückten Disputes gesagt haben, es sei für die Ewigkeit.

Ich wollte eigentlich hiermit schließen, da meine Frau Anspruch darauf hat, in der letzten Stunde des Tages von mir vorgelesen zu bekommen. Aber jetzt muß ich doch noch ein vor kurzem zu meiner Kenntnis gekommenes Gedicht an Sie weitergeben. Es stammt von dem vor einem Jahr siebenundneunzigjährig verstorbenen ehemaligen Bremer Bürgermeister Theodor Spitta. Er war in der Zwanzigerjahren Mitglied eines regelmäßig unter dem Titel «theologischer Nachmittag» zusammentretenden privaten Zirkels, dem außer dem Juristen Spitta ein Philosoph, ein Arzt (mein Vater), zwei Pastoren und die fünf zugehörigen Ehefrauen angehörten. Sie lasen an theologischer Literatur, was damals das Wichtigste war, und ließen, wenn ein Buch gelesen war, den Autor in ihren Kreis kommen. Das waren noch Zeiten, nicht wahr? 1967 hat Spitta im Rückblick darauf geschrieben:

Wir rangen volle dreizehn Jahre,

Was theologisch war das Wahre.

Wir lasen drüber Buch auf Buch.

Doch das war uns noch nicht genug.

Wir sahn bei uns den Schweizer Barthen,

Den großen Kämpfer auch Gogarten,

Auch Bultmann, den Entmythologen,

Den Mythenscheinbilder nicht trogen.

Von allen haben wir gehört:

Das Eigene sei richtig, das andere verkehrt.

Was uns Menschen unvereinbar,

Ist es das vor Gott nur scheinbar?

Was meinen Sie zu dem Vorschlag, daß wir uns das Fragezeichen am

Ende dieses Satzes sorgsam erhalten sollten? Dann bleibt es gewiß noch eine gute Weile interessant.

Meine ganze Familie (unter Einschluß von Kunibert<sup>12</sup>, der sich ob Ihrer Grüße sehr geschmeichelt fühlt) erwidert Ihre Grüße herzlich, und ich lasse es mich nicht verdrießen, den Ausdruck der Hoffnung auf Ihr Wiederkommen zum Refrain werden zu lassen.  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Albrecht Goes<sup>13</sup>

*Basel, den 8. Februar 1972*

Hoch verehrter Herr Bruder und – ich beziehe mich auf das Vorwort Ihrer Predigtsammlung<sup>14</sup> – Mitschüler!

So groß wie die Freude, die Sie mir mit Ihrem Brief und mit der Zusendung einer ganzen Wagenladung Kannelholz bereitet haben, war sonst nur noch die Überraschung, die mit der Freude Hand in Hand geht. Es dünkt mich wahrscheinlich, daß ich dieser Überraschung eine fast ebensogroße auf Ihrer Seite entgegensetzen kann. Denn mein Dank kommt nicht aus Bremen, mit dem Sie mich im übrigen völlig zutreffend in Verbindung bringen; auch die Namen, die Sie nennen, haben in meinen Ohren ausnahmslos ehrwürdigen Klang. Einzig Anton Kippenberg bin ich nie von Angesicht begegnet, – immerhin aber seinem Bruder August mehrfach und aus ziemlicher Nähe. Theodor Spitta war ein naher Freund meines Vaters, sein Enkel, der leider auch nicht mehr lebt, der meine. R.A.Schröder gar war, wenn auch um etliche Ecken herum und darum in einer mir nie über den Augenblick, in dem ich's mir erläutern ließ, hinaus durchschaubaren Weise, mein Onkel. Und Herrn Steen<sup>15</sup> endlich lasse ich nie unbezucht, wenn ich auch nur für wenige Tage in meine Vaterstadt komme, und unterhalte mich liebend gern mit ihm: bei gänzlich differierender Ansicht über den lieben Gott und weitgehender Übereinstimmung über seine Geschöpfe, die guten und die weniger guten.

Aber nun kommt mein Brief nicht von dort, sondern aus einem Haus, in dem Sie – diese Kenntnis verdanke ich übrigens ursprünglich wiederum Herrn Steen – vor knapp dreieinhalb Jahren zum ersten und einzigen Mal gewesen sind. Sie haben mich dort offensichtlich nicht erwartet, und auch ich selbst, der ich freilich früher ungezählte Male dort aus- und eingegangen bin, habe mir bis vor etwa einem Jahr auch nie im Leben träumen lassen, daß ich einmal dieses Haus bewohnen würde. Aber seit dem September des vergangenen Jahres tue ich es mitsamt meiner fünfköpfigen Familie: etwas beklommen zwar, weil man schlecht davon absehen kann, daß niemand mehr dieses Haus – seiner geringen Kubikmeterzahl unerachtet – auszufüllen vermag, aber doch in dem Bewußtsein, der bevorzugteste

Mensch Europas zu sein. Die Familie Barth hat mich mit der gut und gern eine volle Arbeitszeit beanspruchenden Aufgabe betraut, das hier liegende Erbe zu hüten und für seine Herausgabe an die Öffentlichkeit die Vorkehrungen zu treffen.

Hier also habe ich gestern in vollkommener Überraschung Ihre freundliche Gabe empfangen. Ich bringe es nicht über mich, den Dank anstehen zu lassen, bis ich öfter im Nachhinein unter Ihrer Kanzel gesessen habe. Ihr Hinweis hat mich zunächst auf das Vorwort gelenkt, und da hat sich erst vollends die eingangs genannte Freude entzündet. Natürlich freut mich Ihre Zustimmung zu meinem Urteil, daß der große Miskotte gerade als Prediger seinesgleichen kaum oder gar nicht hat. Aber auch was sonst noch in dem Vorwort steht, ist Wort für Wort wahr, oder, um es bescheidener zu sagen, es stimmt Wort für Wort überein mit dem, was ich selbst über die Predigt und über die vielen unernsthaften und wenigen ernsthaften Bestreitungen der Predigt denke. Man braucht sich von diesen wirklich nicht beeindrucken zu lassen, und doch kann man, vermutlich zum Nutzen der Predigt, nicht mehr so predigen, als würde sie nicht bestritten.

Einzig bei dem mittleren Absatz auf S. 10<sup>16</sup> möchte ich nicht ganz mitgehen. Nicht daß ich etwa auf der Gegenseite, bei den Gesellschaftsbesessenen, Partei ergriffe! Ich komme vielmehr zunehmend unter den Eindruck, daß das ganze zänkische Hin und Her (an dem ich Sie nicht beteiligt sehe!) um die Frage, ob nun der Einzelne oder die Gesellschaft den Vorrang habe, erbärmlich unter dem Niveau der Schrift bleibt. Ich meine, das Gezänk sei leicht durchschaubar als eine Kontroverse darüber, ob wir Menschen uns selber mehr in dieser oder mehr in jener Dimension unseres Daseins interessant sind (und also mehr in jener oder mehr in dieser Hinsicht Blößen zu verbergen haben), und ich bin geneigt, es dann jeweils lieber mit der unterlegenen Partei zu halten, in praxi also gegenwärtig wenigstens ganz mit Ihnen zu gehen. Gottes Interesse an uns aber, so scheint mir, nimmt zu unserem Heil nicht so viel Rücksicht auf das Interesse, das wir jeweils an uns selbst nehmen, und darum ist für die Predigt – die ja eben nur wahr ist, soweit sie auftragsgemäß ist – diese Kontroverse ziemlich gegenstandslos, obwohl, wie alles Menschliche, beiläufig lehrreich.

Aber ich will nichts weniger als nun gar noch selber zanken, und am wenigsten mit Ihnen, dem ich ganz im Gegenteil gerade sagen

wollte, daß ich mich mit Ihnen gänzlich und – da wenig auf der Welt so schön ist wie Einmütigkeit in der Wahrheit – freudig einig bin. Darum nochmals: Haben Sie Dank, daß Sie mir geschrieben und Ihr Buch, gerade dieses Buch, geschenkt haben.

So bin ich unversehens mit Ihnen ins Gespräch geraten, und da entfällt dann von selbst der Schein der Aufdringlichkeit, den es sonst wohl haben könnte, wenn ich mir erlaube, Ihren Gruß mit einer kleinen Gegengabe zu erwidern. Sie bleibt beim Thema.

Mit ehrerbietigen Grüßen  
Ihr Ihnen dankbar ergebener Hinrich Stoevesandt

## An Hans Lipinsky-Gottersdorf<sup>17</sup>

(siehe auch Bild 4)

*Basel, den 27. Januar 1974*

Mein ungemein lieber Freund!

Seit mehr als einer Woche ist Dir ein Brief versprochen; nicht weniger als vier von Dir – einer davon an den mir sonst nicht bekannten Herrn Nasarski gerichtet – liegen vor mir und haben eindringlich zu mir geredet, und ebenso, oder vielmehr wieder anders, haben das die drei mir bisher zugänglichen Abdrucke aus dem GULAG-Buch getan. Jetzt soll nicht auch noch dieser Sonntagnachmittag vergehen, ohne daß das stille Gespräch, in welchem ich mich mit Dir befinde, auch für Dich vernehmbar gemacht wird.

Das Thema des Gespräches ist die Begründung dafür, daß ich das, was Du von mir haben möchtest<sup>18</sup> (ich brauche mich ja wohl nicht aufzuhalten mit der freilich wahren Versicherung, daß mich Dein Vertrauen sehr ehrt usw.), nicht leisten kann. Freilich verhehle ich mir nicht und wünsche darum auch Dir nicht zu verhehlen, daß möglicherweise just in dieser Begründung ein verborgener Keim zu eben dem Stück, das Du so stürmisch aus meiner Feder haben möchtest, stecken könnte. Doch ist das bestenfalls eine ganz ferne Möglichkeit; ich bin ihrer durchaus noch nicht ansichtig. Immerhin will ich nicht von vornherein ausschließen, daß sie bei zusammenhängender Lektüre des Buches in meinen Gesichtskreis treten könnte und daß womöglich Du selber, solltest Du Dich auf das Dir gleich Vorzutragende einlassen, gewisse Geburtshelferdienste verrichten könntest. Aber laß Dich ja nicht zu sehr dazu verlocken; die Chance ist, wie ich sie heute zu sehen vermag, minimal!

Eine Reihe von sozusagen technischen Hinderungsgründen sei, um dann rasch zur Hauptsache zu kommen, nur eben aufgezählt. Das Banalste, das aber eben auch nicht von Pappe ist, zu Anfang: Ich bin auch ohne diese zusätzliche Arbeit in einem ganz fürchterlichen Rückstand sowohl mit meinen Dienstgeschäften als auch mit sechs bis acht literarischen Aufgaben, die ich «nebenberuflich» übernommen habe – teils infolge des Verlustes an Arbeitszeit durch das für uns so ungemein wüste Jahr 1973<sup>19</sup>, teils ohnedies. Ferner: Es fehlt

mir an nahezu allen genaueren Kenntnissen, die zu einer kompetenten Würdigung des Buches schwer entbehrlich sind, auf den drei einschlägigen Gebieten: der geistigen (und speziell: literarischen) Tradition, in der Solschenizyn wurzelt und die gerade in ihm eine so außerordentliche Lebenskraft an den Tag legt, daß sie sich einer solchen Welt von brutalsten Widerständen gewachsen und überlegen zeigt; der älteren russischen und der neueren sowjetischen Geschichte, die er aus dem Blickwinkel des von ihr leidend Betroffenen kreuz und quer durchmißt und die man doch wohl auch noch anderweitig einigermaßen konturiert vor Augen haben sollte, um wirklich ermessen zu können, was es bedeutet, daß sie den in sie Verwickelten dermaßen vorwiegend nun gerade diesen Aspekt bietet; endlich auch den theoretischen Fundamenten des marxistischen «Humanismus», dessen Anprangerung nach allem, was ich begriffen habe, doch wohl die Pointe dessen sein soll, was Du von mir gern haben möchtest. Den nötigen Überblick wenigstens über dieses letzte Feld hätte ich mir freilich wohl verschaffen können, spätestens seit es plötzlich auch in unserer eigenen Umgebung von Leuten wimmelt, die ausgerechnet aus dieser Ecke das Heil erwarten. Ich gestehe, daß ich bei jedem in dieser Richtung unternommenen Versuch ziemlich rasch steckengeblieben bin, einfach weil «es mir so stank», wie die Schweizer schön plastisch sagen, wenn etwas sie enorm anwidert, und weil ich so viele Beispiele dafür vor Augen hatte, daß eine Auseinandersetzung auf diesem Boden doch zu nichts Gescheitem führt.

Kurz, ich bin saumäßig schlecht vorbereitet auf die Aufgabe, die Du mir stellen möchtest. Und wiewohl ich weiß, daß Du nicht deswegen gerade mir diese Aufgabe zgedacht hast, weil Du mich irrtümlich für einen besonderen Kenner gerade auf diesen Gebieten halten würdest, so ist es nun doch ein ziemlich schwerwiegendes Handicap, daß ich's tatsächlich so wenig bin.

Mein Hauptbedenken liegt anderswo. Es hat eine doppelte Gestalt. 1. Ich zweifle, ob man dem gewaltigen Buch und seinem verehrungswürdigen Verfasser (er war mir das längst, bevor ich von diesem Buch etwas wußte) den ihnen geziemenden Dienst tut, indem man ihm eine triumphale Bestätigung des allerdings wahren und zu Unrecht, ja zum unabsehbaren Schaden der Menschheit verleugneten Satzes entnimmt, daß Hochmut vor dem Fall kommt: nämlich utopistisch-humanistischer Hochmut vor dem Fall in grenzenlose Barbarei. 2. Ich

bin sicher, daß es nicht die Aufgabe der Theologie ist, ausgerechnet die Wahrheit dieses Satzes (so zweifelsfrei gewiß sie ihr allerdings ist) als solche der restlichen Menschheit in Erinnerung zu rufen. Gewiß, die Wahrheit dieses Satzes kommt auch innerhalb des ursprünglich theologischen Zusammenhanges vor, und das Elend der gegenwärtigen Theologie äußert sich unter anderem auch darin, daß sie ihn nicht wahrhaben will. Aber ich bin überzeugt, daß gerade die theologische Sachlichkeit, an die Du appellierst, vor die Hunde geht, wenn sie jene Wahrheit (womöglich noch mit einem Unterton von Rechthaberei) zum selbständigen Gegenstand ihres Interesses macht.

Sieh, diese beiden Gesichtspunkte schwebten mir dunkel vor, als ich Dir neulich am Telefon – so ungeschickt, wie ich mich überhaupt nur ausdrücken konnte; aber ich neige am Telefon zu extremer Ungeschicklichkeit – sagte, mir falle zu dem Buche nichts ein. Laß mich versuchen, die beiden Dinge etwas näher zu entfalten.

*Zum ersten.* Denk, ich lese das Buch nicht primär als Anklage- und Schmähchrift, und gerade deswegen beeindruckt es mich so sehr. Keine Frage, daß es – vermutlich auf seine ganze Länge, nur die kenne ich ja noch nicht – auch das ist. Ebensowenig ist mir zweifelhaft, daß der Adressat der Anklage nur an erster, aber nicht an letzter Stelle ein einzelnes, geschichtlich-kontingentes «System» von Menschenverachtung und -vernichtung ist, letztlich aber jener verhängnisvolle Glaube des Menschen an sich selbst, der alles endlich einmal ganz gut machen zu können meint und es dann so eminent schlimm macht. Das Buch leidet nach allem, was man erfährt, bestimmt nicht an einem Mangel an Lesern, die es, meinetwegen ein wenig zu vordergründig, eben ausschließlich als Anklage lesen. Dafür spricht, wie man offiziellerseits in Moskau betreten ist und von Tag zu Tag wütender wird. Dafür spricht auch, wie bei uns die Linken, peinlich berührt, sich davonzustehlen suchen. (Hast Du den Leserbrief des leibhaftigen Rudi Dutschke im «Spiegel» gesehen: wie er dem Sol-schenizyn seine «kritische Solidarität» beteuert; um sich vor allem seine liebe «Revolution» nicht nehmen zu lassen, die natürlich europäisch und darum etwas ganz anderes sei?!) In dieser Richtung erwarte ich aber auch schreckliche Orgien von Selbstgerechtigkeit von denen, die es immer schon wußten, daß es da «bei denen» so kommen müsse. In dieser Hinsicht könnte in dem arroganten Geschreibsel des Herrn Sch. eine nicht ganz unwichtige *particula veri*

stecken, wenn er vor einer «Ausschlachtung» des Buches warnt. Und eben, darin könnte (um vorübergehend auf Punkt 2 vorzugreifen) eine enorme Gefahr für die Theologie liegen, wenn nämlich sie die Sache von vornherein besser durchschaut als die übrige Zeitgenossenschaft, neben dem Moskauer Regime auch noch die übrigen «Linken» und weit darüber hinaus gleich noch alle sonstigen Formationen des Hochmuts auf der Anklagebank placiert und selbst den angenehmen Platz auf der Zuschauertribüne oder gar auf dem Richterstuhl übrigbehält: weil sie allein tiefer als die übrigen und mit solideren Gründen den ganzen Hochmut-Schwindel bis auf den Boden durchschaut und ganz fabelhaft recht behält – sozusagen der höchste Fall einer Koinzidenz von Wahrheit und Selbstgerechtigkeit und, im Gewande der Wahrheit, eine absolute Selbstwiderlegung der Theologie!

Zurück zum «Archipel GULAG»! Zugegeben, das Buch ist eine alle Grenzen sprengende Anklage, weil es ein alle Grenzen sprengendes Unrecht aufdeckt. Was mich an ihm – neben, über und zwischen dem Eindruck, den die berichteten Tatsachen selber machen – so beeindruckt, ist aber gerade, daß es sich die Allüre des Anklägers (immer nach den bisher zugänglichen Auszügen zu schließen) völlig versagt – es sei denn, man wollte die bittere Ironie oder ironische Bitterkeit, die das Ganze durchtränkt, dafür nehmen. Mir scheint, das komme gerade in der so überaus merkwürdigen Darstellungsart zum Ausdruck. Lese ich zu viel hinein, wenn ich in der Form des Buches ausge-drückt finde: Diese Sache, dieses millionenfache Verhaftungswesen mit allem Drum und Dran, ist so beschaffen, daß man, koste es, was es wolle, nicht davon schweigen kann: darum hat S. mit der Akribie und Unermüdlichkeit eines Archivars Material gesammelt, darum hat er die Gefahr von Niederschrift und Veröffentlichung nicht gescheut; zugleich aber ist sie so beschaffen, daß man nicht davon reden kann: darum mußte er sein angestammtes Metier des Romanschriftstellers, das er so großartig beherrscht, für dieses Buch verlassen, darum konnte er aber auch in keiner anderen literarischen Gattung Unterschlupf finden, weder in der analysierenden und im Zusammenhang darstellenden Geschichtsschreibung noch in der politischen Auseinandersetzung noch in der philosophischen Disputation. Jede dieser Möglichkeiten ist ja sozusagen eine Betrachtung der Vorgänge von oben, von einem Ort aus, wo man sie irgendwie überblicken, einordnen, beurteilen kann. Nichts davon in dem Buch. Viel-

mehr scheint es mir durch und durch eine Darstellung der Dinge von unten her zu sein, ganz so, wie eben die wehrlos Betroffenen sie einzeln, scharenweise, haufenweise erlebt haben; als die pure, nackte, unberechenbare, blind zuschlagende und vernichtende Übermacht. Gerade die Inkohärenz, die Sprunghaftigkeit, der Verzicht auf irgendein Verstehenwollen, die einen schon arg irritieren könnten, wenn man eben auf Verstehen, auf verstehendes, abrechnendes Fertigwerden mit der Sache aus wäre, gerade sie scheinen mir, formal, hervorragend adäquat zur Darstellung des schieren Bösen, dem die Menschen nur eben leidend ausgeliefert sind und dem – S. läßt das wenigstens ein paarmal als seine tiefste Einsicht durchblicken – auch die aktiv darein Verwickelten letzten Endes passiv ausgeliefert sind. Hervorragend adäquat finde ich das einmal, weil auf diese Weise die viel-berufene «Solidarität» mit den Leidenden nicht proklamiert, sondern betätigt wird, zum anderen, weil das wirkliche Böse (Grundirrtum der Utopisten!) in der Tat nicht verstanden (und dann angeklagt und dem-nächst abgeschafft), sondern nur erlitten werden kann (was, wie wie-derum Solschenizyn mit seinem Werk wie mit seiner Person zeigt, kei-neswegs heißt, daß man ihm nicht, indem man es erleidet, auch widerstehen könnte!).

Darum scheint es mir weder ein Zufall noch ein Schönheitsfehler, daß sich, soweit ich bis jetzt sehe, keine einzige Zeile des Buches mit einer Analyse des Zusammenhanges zwischen diesem Übel und den ideologischen Wurzeln, aus denen es direkt oder – je länger desto mehr – indirekt entspringt, befaßt. Ich finde keine Spur einer Reflexion darüber, daß es von den geistigen Prämissen des Marxismus aus zu dem, was das Buch beschreibt, möglicherweise kommen konnte, mit einer gewissen Folgerichtigkeit gekommen ist oder notwendig kommen mußte. Das wären drei voneinander stark verschiedene, je in ihrer Weise mögliche historisch-philosophische Konklusionen, die man aus dem grauenhaften Sachverhalt ziehen könnte. Die Theologie übrigens, um ein zweites Mal vorzugreifen, hat m.E. keine Berufung, unter diesen drei Versionen einer Deutung die richtige auszuwählen; jedenfalls bin ich persönlich, bei einer gewissen Neigung für die mittlere, durchaus unsicher, wie hier zu urteilen sein mag. Nun, die wahrscheinlich schon in Bälde unübersehbare Sekundärliteratur, die sich diesem Buch an die Fersen heften wird, wird vermutlich alle drei Varianten und noch viel mehr in aller wünschenswerten Breite und Verworrenheit durchexerzieren. Und die Fragestellung liegt so nahe,

daß man ihr kaum ausweichen kann, wenn anders man auch politisch aus dem Buch bzw. aus der osteuropäischen Geschichte des letzten halben Jahrhunderts etwas lernen will. Wie dem auch sei, eine Würdigung des Buches und seines Verfassers kann m.E. nicht darin bestehen, daß man das, was er unterlassen hat, aus eigenem Ermessen nachträgt. Ich sage das so dezidiert, weil das, was Du von mir erwartest, (falls ich Dich nicht erheblich mißverstanden habe) just in diese Richtung zielt. Meinst Du wohl, ich erhoffte mir nicht von dem Buch, daß einigen unserer eigenen Utopisten bei diesem Anlaß die Augen aufgehen, und ich verspürte nicht auch eine geheime Lust, ihnen bei dieser Gelegenheit ordentlich eins auszuwischen? Aber ich komme über den Eindruck nicht hinweg, daß das alles andere als ehrerbietig gegen Solschenizyn gehandelt wäre und, auch wenn es geistvoll und kunstreich gemacht würde, unvermeidlich unter seinem Niveau bliebe. Zudem kommt es mir vor, als spreche das Buch selber – so wie es redet und so wie es (nämlich bezüglich einer Reflexion über die Sache) schweigt – eine unüberbietbar deutliche Sprache, in der das Nötige an Anprangerung wahrhaftig enthalten ist, jedem vernehmbar, der sich die Ohren nicht verstopft hat, und als müsse jeder Versuch, seiner Tatsachensprache mit Deutungssprache zu Hilfe zu kommen, auf eine Abschwächung hinauslaufen – zumal jede Deutungssprache ihrer Natur nach viel angreifbarer ist als die Tatsachensprache: es gibt auf jedes Argument ein Gegenargument.

*Zum zweiten.* Mein Lieber, Du meinst gerade in «meiner» Theologie den Grund dafür zu sehen, weswegen Du mich für einen besonders geeigneten Rezensenten von Solschenizyns Buch hältst. Über das Verständnis der Überlegungen, die Dich zu diesem Schluß geführt haben, tappe ich noch immer ein wenig im Dunkeln. Rate ich richtig, wenn ich die Brücke darin vermute, daß bei unserer gemeinsamen Antipathie gegen die Geistesverwandten derer, die Solschenizyn aufs Korn nimmt, auf meiner Seite (wie auf Deiner auch!) theologische Motive im Spiel sind? Das ist freilich richtig: sie sind im Spiel, wenn ich auch eine ausschließlich theologische Begründung der Antipathie für mich nicht in Anspruch nehmen würde. Nun sehe ich mich aber von Dir (aber vielleicht meinst Du es gar nicht so), übrigens im Bunde mit den vermutlich außertheologischen Komponenten meiner eigenen Antipathie, in eine Richtung gedrängt, in der ich aus dezidiert theologischen Gründen keinen Schritt weit gehen kann.



Die mindestens gegenwärtig weitaus größte, unbedingt lebensgefährliche Bedrohung der Theologie sehe ich in ihrem Hang zu dem, was ich in einer gewissen Ausweitung des landläufigen Sinnes des Terminus «moralisieren» nenne. Indiz, wenn auch nicht mehr, für die Gefahr ist, daß sie dabei vollständig unoriginell ist, nämlich sich, mit oder ohne Anbiederungsabsichten, anhängt an das, was auch unter anderen als ihren eigenen Voraussetzungen als gut und böse, wertvoll und wertwidrig, erstrebenswert und verwerflich gilt. Ebenfalls nur ein Indiz ist die stupende Anpassungsfähigkeit, die sie dabei an den Tag legt, indem sie, kaum daß es Mode geworden ist, sich «links» zu gerieren, ebenfalls ohne allzu empfindliche Verluste in der Mannschaft eine elegante Schwenkung nach links vollzieht. Das alles sind Symptome, die den Grundschaden nur anzeigen, aber nicht für ihn selbst gehalten werden dürfen. Dieser sitzt viel tiefer, nämlich darin, daß die Theologie in grundsätzlicher Verkennung ihres Amtes sich überhaupt als eine Instanz geriert, die das Weltgeschehen im Kleinen und im Großen in der Rolle des Richters, der über gut und böse zu befinden habe, glossiert und mit entsprechenden Parteinahmen in dasselbe eingreift. Ich rede keiner moralischen Indifferenz und keiner Enthaltung von Parteiergreifungen das Wort, meine jedoch, daß hier wie nirgends sonst (gegenwärtig wenigstens) die tödliche Gefahr schlechthin droht, der Mißbrauch des Namens Gottes, weil es nämlich fast nie abgeht ohne offene oder heimliche Identifikation Gottes mit dem «Guten», d.h. mit dem, was man jeweils dafür ansieht. Damit ist aber Gott – in Gedanken natürlich nur, in Wirklichkeit ist es ja zum Glück nicht möglich; aber die Gedanken sind folgenreich genug! – förmlich abgesetzt, nämlich unserem allerbesten moralischen Urteil unterworfen, womit die wahren Verhältnisse ja wohl gründlich auf den Kopf gestellt sind. Diejenigen, die wir gemeinsam nicht mögen, insbesondere die Theologen unter ihnen, illustrieren den Sachverhalt deutlich genug, so daß ich ihn nicht weiter zu beschreiben brauche. Übrigens unterscheiden sich die Theologen und diejenigen, die jede Theologie weit von sich weisen, nicht so sehr voneinander, macht es doch nicht für die Sache, sondern nur für die Explizitheit des Mißbrauchs von Gottes Namen etwas aus, ob man das eigene Weltrichtertum theologisch-biblich verbrämt oder nicht. Gut, wir verstehen uns, nicht wahr? Aber nun verstehe ich folgendes nicht. Du meinst, aus Solschenizyns Buch bzw. aus dem finsternen Geschichtsabschnitt, den es behandelt, müsse sich demonstrieren

lassen, wohin «der Abfall des Humanismus von Gott, dem Herrn» führe. Mein Lieber, ich weiß nicht, ob dergleichen sich demonstrieren läßt. Einmal ist, wie ich vorhin schon gesagt habe, das Solschenizynsche Buch sicher kein ausdrückliches Exempel dafür, weil es sich jeden Versuchs einer solchen quasi-logischen Ableitung enthält. Zum andern: Unmenschlichkeiten von mehr oder weniger derselben Qualität gab und gibt es, Du hast mit Recht darauf hingewiesen, auch aus anderen als erklärtermaßen humanistisch-atheistischen Gründen, und der Wettstreit zwischen den Geschichtsepochen und -schauplätzen, wo die Finsternis am dicksten sei, ist doch wohl zu makaber, als daß man sich daran beteiligen dürfte. Auch gibt es mancherlei Abfall von Gott dem Herrn; bei wem steht es, zu entscheiden, welcher davon der flagranteste ist? Vor allem aber: die – schließlich (trotz Solschenizyn) unabweisbare – Behauptung, daß «Mitmenschlichkeit ohne Gott» ein solches Ende nehmen müsse, ja schon die bloße ein wenig betonte Feststellung, daß sie in diesem Falle eben dieses Ende genommen habe, scheint mir theologisch ein ungemein fataler Satz. Schließt er doch notwendig ein, daß der Theologe, der ihn ausspricht, so etwas wie eine «Humanität mit Gott» in petto habe und der geneigten Leserschaft als die weitaus vorzuziehende Möglichkeit zu empfehlen im-stande sei. Siehst Du nicht auch, daß ich, wenn ich mich auch nur von ferne zu einer Aussage in dieser Richtung hinreißen ließe, mit leicht veränderten Vorzeichen genau dasselbe täte, was ich bei meinesgleichen als das Grundübel erbittert bekämpfe, nämlich daß dann «Gott», nämlich der die bessere Humanität garantierende Gott, einem als bekannt und anerkannt vorauszusetzenden Maßstab von Humanität unterworfen wäre? Wenn man so zu argumentieren anfängt: dort, im Bannkreis jener «humanistisch»-atheistischen Prämisse, herrscht finsterste Inhumanität, das kann jeder Leser von Solschenizyns Buch erkennen – dann hat man ja schon einen Maßstab eingeführt, eben den, an dem gemessen jene Zustände als Inhumanität kenntlich sind. Gut, nichts gegen diesen Maßstab; wer wollte widersprechen? Aber denunziert man mit seiner Hilfe den «Humanismus ohne Gott» als das eigentliche Übel, so hat man, ob man will oder nicht, Gott und jenen Maßstab derart miteinander verquickt, daß sie nicht mehr auseinanderzukommen sind. Gott, wenn er denn Gott sein soll, muß doch etwas herbeiführen, was uns als Humanität einzuleuchten vermag! Damit aber, mein Freund, ist Gott, was uns betrifft, abgesetzt! Ich sehe nicht,

was sich an diesem Prinzip ändern sollte, wenn man es zur Abwechslung einmal gegen die richtet, die es sonst anzuwenden pflegen.

Ich habe eine ganze Menge geschrieben und mich doch an diesem zweiten Punkt, der mir der wichtigste ist, weil Du mich da angesprochen hast, vielleicht noch allzu kurz gefaßt. Aber verstehst Du ungefähr, daß das, was Du (falls ich Dich nicht ganz mißverstanden habe) als theologischen Beitrag bei mir bestellt hast, in meinen Augen ein theologisch ganz unmöglicher Beitrag, ein Beitrag zur entschiedenen Untheologie sein würde? Nicht entschieden ist damit freilich die Frage, ob auf irgendeinem anderen Wege, der diese Möglichkeit ja immerhin passieren und als Unmöglichkeit aufdecken könnte und bei dem dies oder das von dem unter Punkt I Gesagten aufgenommen werden dürfte, doch noch so etwas wie eine theologische Randglosse zu dem Buch zustandezubringen wäre. Das eben ist's, wovon ich zu Anfang sagte, daß ich es noch keineswegs sehe, aber nicht a limine ausschließen wolle. Du siehst, es wird mir nicht leicht, von Deiner Anfrage loszukommen, auch wenn wahrhaftig nicht abzusehen ist, wie ich eine eventuelle Erfüllung Deines Wunsches mit meinen sonstigen Aufgaben vereinigen bzw. vor ihnen verantworten soll. Aber eins muß ich Dich noch bitten: Verschone mich ums Himmels willen in Zukunft mit Ankündigungen der Art, das schlechterdings ungeborene Ding werde dann «en masse» in Sonderdrucken über den normalen Leserkreis der Zeitschrift hinaus verbreitet werden. Solche pränatalen Thronerhöhungen waren kaum das Beste an vergangenen dynastischen Zeiten, und auf meine Geistesprodukte sind sie jedenfalls nicht anwendbar. Allenfalls gilt dafür die Regel: erst (wenn überhaupt) schreiben, dann sehen, ob es zur Veröffentlichung taugt, dann überlegen, ob man's womöglich noch weiter verbreiten will! Eine Umkehrung dieser Regel macht mich unweigerlich kopfscheu und produktionsunfähig!

Ich bin am Ende der – vorläufigen – Antwort auf das, was Du mir in den letzten vierzehn Tagen so reichlich hast zufließen lassen. Ein Durchschlag davon geht verabredungsgemäß auch an Dr. Gehrman<sup>20</sup>. Ein paar verstreute Dinge noch im Nachtrag: Seit Wochen schulde ich Dir die Nachricht, daß unter Deinen nicht ohne mein Zutun neugewonnenen Lesern (es handelt sich um «Wenn es Herbst wird»<sup>21</sup>) der greise Eduard Thurneysen und seine Frau sind. (Ich brauche Dir nicht zu sagen, wer das ist: jahrzehntelang der eng-

ste Freund von Karl Barth, Miturheber des Briefwechsels zwischen ihm und Barth, an dessen Herausgabe ich fast ein Jahr lang gearbeitet habe; der zweite Band ist eben im Erscheinen, ein dritter wartet noch darauf, daß ich mich des Manuskriptes annehme.) Sie haben sich beide zwar nicht sehr ausführlich, aber sehr erfreut darüber geäußert.

Was meine Elisabeth betrifft, deren Verehrung Du Dir in dem beklagenswerterweise noch immer nicht angekommenen Brief von vor Weihnachten verboten hast, so läßt sie Dir sagen, daß ein solcher nachträglicher Protest auch im Falle seines Ankommens wirkungslos geblieben wäre. Hättest Du von ihr nicht in den schicklichen Grenzen verehrt sein wollen, so hättest Du die Prosna-Preußen<sup>22</sup> und manches andere nicht schreiben dürfen, und das wäre denn doch zu schade gewesen.

Schließlich: Wir erwarten in allernächster Zeit eine Nachricht von Dir, die nicht Solschenizyn, sondern Dein Enkelkind betrifft. Bring doch einstweilen den angehenden Eltern unsere anteilnehmende Sympathie zum Ausdruck! Und jedenfalls sollen auch die Großeltern wissen, daß wir uns der Bedeutung dieser Tage voll bewußt sind. Wie aber steht es eigentlich mit der doch auch in irgendwie absehbarer Aussicht stehenden Pensionierung der demnächstigen Großmutter und den nach meiner Vorstellung fabelhaften Folgen, die die Befreiung von dem Joch der täglichen Fronarbeit für das Leben in Euerm Haus haben wird? Steigen dadurch nicht auch die Chancen, daß Ihr eines Tages das nötige Stück rheinaufwärts zurücklegt, um hier den seit langem dafür bereitgehaltenen Gewürztraminer zu trinken?

Die allerschönsten Grüße von hier nach dort!

Dein Hinrich

## An die Mitglieder des Knabenchors Unser Lieben Frauen in Bremen

(siehe auch Bild 9)

*Basel, den 7. September 1975*

Liebe Knabenchormitglieder von jetzt und früher!

Es fällt mir richtig schwer, der Einladung zum dreißigjährigen Jubiläum des Knabenchores nicht zu folgen. Wenn irgendeine andere Institution oder ein Zusammenschluß, dem ich während oder nach meiner Knabenchorzeit angehört habe, oder auch einer der verschiedenen Chöre, in denen ich seither mitgesungen habe, auf die Idee käme, ein Jubiläum zu feiern, - es wäre kaum eines darunter, das mich locken würde. Das Knabenchorjubiläum ist einladend, nicht nur weil die Verantwortlichen den netten Entschluß gefaßt haben, dazu einzuladen. Ich vermute, daß viele das ebenso empfinden wie ich, einige von weither angereist kommen werden und andere, die das nicht können, nur mit Bedauern fernbleiben. Von dem heutigen Knabenchor weiß ich wenig. Aber ich kann ihm eigentlich nichts Besseres wünschen, als daß die meisten von Euch, die Ihr heute mitsingt, im Jahr 2005 zum sechzigjährigen Jubiläum gern wiederkommen oder nur mit Bedauern fernbleiben.

Näher liegt es, Euch erst einmal für 1975 ein schönes Jubiläum zu wünschen, und das würde Euch natürlich schauerhaft versalzen, wenn etwa jeder Ehrenknabe a.D., der am 13./14. September zur Stelle ist, ans Rednerpult träte, und jeder, der nicht da ist, einen Brief schriebe. Ich gehe mit schlechtem Beispiel voran. Man hat mich darum gebeten; und wenn ich wenigstens dieser Einladung folge, so darum, weil ich außer Herrn Wolff<sup>23</sup> der einzige «Überlebende» der allerersten Stunde bin. Die beiden andern Augen-, Mund- und Stimmbänderzeugen des Anfangs erfreuen sich zwar, wie ich hoffe, guter Gesundheit. Als echte Überlebende sind sie aber nicht anzusprechen; denn der eine wurde schon von der zweiten Probe an nicht mehr gesehen (und folglich, vermutlich zum Vorteil des Chorklanks, nicht mehr gehört), der andere fand nach einiger Zeit ebenfalls, der Knabenchor sei für ihn nicht der rechte Ort. Und mehr als diese vier hat es nicht gegeben.

Der Knabenchor hat nämlich inmitten etwas düftiger Nachkriegsverhältnisse – der Brautsaal der Kirche mit seinen ein wenig abgewetzten Wandbespannungen, in dem sich vom Gottesdienst bis zum Konfirmandenunterricht so ziemlich das ganze Gemeindeleben abspielte, diente als Probenlokal und als Stätte unserer ersten Abendmusiken; und Schuhe oder gar Strümpfe hatten viele von uns in der wärmeren Jahreszeit auch nicht an den Füßen – unter solchen Begleitumständen hat der Knabenchor mit einem ausgesprochenen Luxus angefangen: ein Chorleiter auf drei Chormitglieder! Musikalisch konnte im Unterschied dazu von Luxus noch nicht so bald die Rede sein. Wir sangen an jenem 14. September 1945 zwei oder drei Kanons, und wir waren stolz, als wir – nachdem das Chörlein bald eine beträchtliche Anziehungskraft entwickelt hatte und zum dreistimmig singenden Chor aus Sopran- und Altstimmen geworden war – um Weihnachten mit einer bescheidenen Kantate von Fritz Dietrich erstmals vor die Gemeinde treten konnten.

Aber damit hat dann längst die Zeit eingesetzt, aus der es zahlreiche «Überlebende» gibt, von denen sicher einige das Jubiläum mitfeiern und den Jüngeren aus eigener Erinnerung von der frühesten Geschichte des Chores erzählen werden. Ob dabei auch der Kammerchor vorkommen wird, jenes Grüpplein von acht bis höchstens zwölf Unentwegten, die an dem vielen, das der Knabenchor machte, noch nicht genug hatten, sondern sich während der ersten Chorfreizeit am 1. November 1947 in Neuenkirchen aus eigener Initiative zusammenschlossen – zuerst nur, um Herrn Wolff mit einem Ständchen an romantischer Stätte zu überraschen, die dann aber für sieben, acht Jahre zusammenblieben und es zu eigenen Abendmusiken in Bremen und außerhalb brachten, ohne daß jemand aus ihren Reihen deswegen auch nur eine reguläre Knabenchorprobe geschwänzt hätte?<sup>24</sup>

Erzählen sollen andere – soviel die, die es nicht miterlebt haben, Lust haben zuzuhören. Ein «Grußwort» ist dazu nicht da; und darum kann ich auch nicht darstellen, sondern nur aussprechen, wie viel ich – und anderen wird es ähnlich gehen – Herrn Wolff zu verdanken habe. Nur das eine muß ich doch sagen: daß seine eigenen Kompositionen, die wir erstmals zum Erklingen zu bringen mithalfen (darunter als große Werke seine Weihnachts- und Ostergeschichte und sein Te Deum) für mich auch musikalisch zu den nachhaltigsten Erlebnissen gehört haben. Ich habe nie begriffen, daß m.W. nichts

davon jemals gedruckt worden ist. Ob nicht der heutige Knabenchor sich des einen oder anderen Werkes seines Gründers wieder einmal annehmen mag?

Statt von weiteren Erinnerungen will ich von ein paar Dingen berichten, die mir aus meiner acht- oder neunjährigen – erst regelmäßigen, dann in den Semesterferien eifrig fortgesetzten – Knabenchormitgliedschaft geblieben sind – immer in der Meinung, daß ich nicht nur für mich rede, sondern daß viele andere Entsprechendes zu sagen hätten.

1. Einige meiner Freundschaften, die in jener Zeit entstanden sind, bestehen heute noch, und nachdem sie dreißig Jahre gehalten haben, sieht es ganz so aus, als würde ihnen nun für den Rest unserer Lebenszeit auch nichts mehr zustoßen. Ich habe auch mancherlei andere Freundschaften, aber keine kann auf ein so hohes Lebensalter zurückblicken. Und von denen, die damals sonst meine Freunde waren, weiß ich im besten Fall gerade noch, wo sie stecken. Ob es Zufall ist, daß die dauerhaften sämtlich aus dem Knabenchor hervorgegangen sind? Ich kann es nicht glauben, auch wenn ich mich an eine Erklärung der Ursachen nicht wagen möchte.

2. Ich hatte damals auch eine Geige und eine Bratsche. Ich habe sie beide noch, aber ich wage die Kästen nicht zu öffnen, weil ich mich davor fürchte, zählen zu müssen, wieviele Saiten noch heil sind, bzw. vor der Entdeckung, wieviele es nicht mehr sind, um von der Furcht vor den schauerlichen Tönen, die herauskämen, wenn ich etwa den Bogen auf die verbliebenen Saiten setzte, nicht zu reden. In einem Chor dagegen singe ich noch jetzt jede Woche, und in den Jahren, als es mir an Gelegenheit dazu fehlte, habe ich Entscheidendes vermißt. Ohne den Knabenchor wäre das wohl anders gekommen. Aber ob die Geige davon profitiert hätte, ist noch sehr die Frage.

3. Ich bin Theologe geworden, und das wäre ich ohne den Knabenchor wahrscheinlich nicht. Einige Zeit vor dem Abitur habe ich auch mit dem Gedanken gespielt, Musikwissenschaft zu studieren, ihn aber rechtzeitig wieder aufgegeben; daraus würde kaum etwas Gescheites geworden sein. Aber mindestens so geradlinig wie zur Musikwissenschaft oder zur Musikausübung führte der Weg aus dem Knabenchor

zur Theologie, weil das, worin wir unter Herrn Wolffs Anleitung zu leben lernten, nicht einfach die Musik war, auch nicht nur die Musik im Gottesdienst, sondern entscheidend der Gottesdienst selber. Das ist freilich kein zwingender Grund, dort, wo man zu leben gelernt hat, auch seinen Beruf zu suchen. Denn der Gottesdienst ist ja (und gerade das ist uns im Knabenchor klar geworden) so wenig oder noch weniger eine Spezialangelegenheit der Theologen, wie die Musik das Privatvergnügen derer ist, die sich von Berufs wegen damit beschäftigen. Wohl aber verdirbt die Theologie (und es gibt eine Menge verdorbene Theologie!), wenn sie sich nicht dessen bewußt ist, daß sie keinen anderen Grund hat als den, den auch der Knabenchor zum Singen hat. Der Grund steht an mehreren Stellen in den Psalmen und lautet dort: «Lobet den Herrn, denn er ist gut!» In der übrigen Bibel steht, recht verstanden, auch nichts anderes, als daß Gott – er allein, er aber auch unbedingt zuverlässig – gut ist und daß Menschen deswegen in ihrem ganzen Leben nichts Wichtigeres tun können, als das, stückweise, zu erkennen und deswegen eben Gott zu loben. Man kann das vergessen oder auch sein Leben lang gar nicht merken. Man kann es auch mitten beim Singen der größten Lobgesänge und mitten in der Theologie vergessen. Aber man stößt wieder darauf, wenn man bei der Sache bleibt und wenn man die Ohren spitzt auf das, was Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach und alle die größeren und kleineren Meister mit ihrer Musik sagen wollten und heute noch sagen, – wenn man die Ohren spitzt auf die Bibel, die immer noch viel mehr sagt als all die Komponisten und wir Theologen zusammen.

Bleibt bei der Sache und spitzt die Ohren, gerade auch Ihr, die Ihr den Vorzug genießt, jetzt jung zu sein und im Knabenchor mitzusingen! Vielleicht wird sich in dreißig Jahren herausstellen, daß gerade das, was Ihr im Knabenchor lernt und erlebt, zu dem Wichtigsten in Euerm Leben gehört. Bei mir ist es so gewesen, Ich grüße Euch Junge und Euern jetzigen Chorleiter. Ich grüße die Älteren. Und ich grüße die – gemessen an dem Alter des Knabenchores; aber zum Glück ist er ja noch jung! – fast schon ganz Alten, die mich, ihren Senior, noch kennen.

Hinrich Stoevesandt

## An Rita und Jürgen Beutin

(siehe auch Bild 10)

*Basel, den 17. Dezember 1976*

Liebe Rita, lieber Jürgen!

Weihnachten rückt näher und jenseits seiner ein ganzes langes neues Jahr: grenzenloser Raum zur Verwirklichung jener Besserungsvorsätze<sup>26</sup>, die uns schriftlich vorliegen. Unterdessen, im von ferne heraufziehenden Tannenduft, sind wir milde gestimmt und voller Verständnis dafür, daß Ricklef und Gesine<sup>27</sup> mit vereinter Kraft müheelos in der Lage sind, permanente Rückfälle in jene Agraphie herbeizuführen, die bereits Ricklef allein zu bewerkstelligen wußte. Überdies setzt Ihr mit einem gewissen Recht voraus, wir wüßten auch so, was für spezielle Freuden Eltern einer Tochter zu erleben haben. Freilich, freilich; nur rechnen wir überdies mit einer markanten Individualität der Eurigen und halten uns also für diesbezügliche Berichte empfohlen. Ein Augenschein in Oldenburg (auch des Sperlingsweges<sup>28</sup> halber!) wäre natürlich durch – fast – nichts zu überbieten, und unter diesem Gesichtspunkt ist es geradezu beklagenswert, daß wir die Schweiz als Ferienland entdeckt haben und uns für den Juli 1977 eines Häusleins in Holland versichert haben.<sup>29</sup>

Durch *fast* nichts, sagte ich, sei der Augenschein in Oldenburg zu überbieten. In diesem Sinne ist der Inhalt des an Euch auf dem Wege befindlichen Päckchens, nicht im Haupt-, aber in einem Nebenzweck, als Werbung für Basel zu verstehen. Der verzehrbare Teil des Inhalts wirbt über den Gaumen. Für eventuell Uneingeweihte muß gesagt werden, daß die Gestalt, in der sich jedes einzelne Exemplar präsentiert, einen stilisierten Bischofsstab vorstellt und als solcher das hiesige Analogon des Bremer Schlüssels<sup>30</sup> ist. Über ein weiteres Analogon zu Bremen, nämlich zu dessen Freimarkt, freilich mit charakteristischen und vorteilhaften Abweichungen, verfügt Basel in Gestalt seiner inmitten der Altstadt zelebrierten Herbstmesse, die vor einiger Zeit schon in ihr sechstes Jahrhundert eingetreten ist. Von dort stammen die beiden – in der Erwägung, daß Gesine an Kulturgütern noch relativ unbedürftig sein wird – Ricklef zugeordneten Spielzeuge. Dort auch gelang mir der antiquarische Buchkauf, mit dem ich das dop-

pelte Kunststück fertigzubringen hoffe, in das Haus eines Bibliothekars etwas zu bringen, was dort nicht schon vorhanden ist und was dort Anklang findet.

Wir hier blicken auf ein Jahr zurück, in dem es erstmals gelungen ist, drei Bände unserer großen Barth-Ausgabe erscheinen zu lassen. In allen steckt wieder eine beträchtliche Menge Arbeit von mir, so daß der Raum für anderes, womöglich gar Eigenes eng blieb. Gerade habe ich zu einer (nicht zur Gesamtausgabe gehörigen) Neuauflage eines älteren Werkes von Barth ein längeres Vorwort geschrieben<sup>31</sup>, was mir, wie immer, nicht leicht fiel, zumal die primäre Familienaufmerksamkeit gebieterisch ins Wohnzimmer gelenkt wurde, das derzeit zum Lazarett umstaffiert ist, in welchem die Damen Töchter die Windpocken auskurieren. Sie waren ein paar Tage recht elend, sind aber jetzt wieder obenauf und finden sich klaglos damit ab, daß ihre respektiven Klassengenossen nun wohl bis Weihnachten ohne sie werden unterrichtet werden müssen.

In Dorothees Gymnasialunterricht hatten wir übrigens kürzlich Gelegenheit hineinzuschauen (jede Schule hat hier jährlich einen bis zwei für Eltern offene Tage zu halten). Der Mensch, der Dorothee derzeit die u-Deklination beibringt, ist, stelle ich mir vor, sozusagen die reine Verwirklichung der platonischen Idee eines Lateinlehrers. Ich hatte größtes Vergnügen an der Vorführung, und auch Dorothee ist der Sache mit einiger Bereitwilligkeit aufgeschlossen. Gelegentlich assistiere ich bei Übersetzungen und stelle befriedigt fest, daß die dabei immerhin auftretenden Mängel solche der Aufmerksamkeit oder Konzentration, nicht des grammatischen Gespürs sind.

Wollet unser unter Eurem Weihnachtsbaum im Guten gedenken und  
laßt Euch vielfach grüßen von Euren  
Leentje – Dorothee – Elisabeth – und Hinrich

## An Reinhard Ruge<sup>33</sup>

(siehe auch Bild 10)

*Basel, den 12. Dezember 1978*

Lieber Reinhard!

Euer schöner Kinderkalender bietet zuverlässige Gewähr dafür, daß Eures Christoph<sup>34</sup> sowie seiner Eltern und Geschwister regelmäßig gedacht wird. Doch sorgt das nahende Weihnachtsfest dafür, daß sich das noch intensiviert: im Zusammenhang mit der Frage, womit man den jungen Mann in einer seinen ständig wachsenden Fähigkeiten angemessenen Weise erfreuen könne. Ein Spaziergang an seinem Taufage hat mich darüber belehrt, daß in geringer Entfernung von Eurem Hause Enten leben. Zweifellos hat er längst deren nähere Bekanntschaft gemacht. So halte ich es für naheliegend, daß er nichts dagegen hätte, selbst Besitzer einer Ente zu sein. Kann man diese auch nicht mit Brodstreuten füttern (aber Christoph darf in diesem Punkt gern anderer Meinung sein und sein Frühstücksbrot mit ihr teilen), so schwimmt sie einem auch nicht weg. Sie vermag aber die spezifische Fortbewegungsweise (zu Lande!) ihrer Artgenossen auf erheiternde Weise nachzuahmen, wenn man ihr dafür ein ebenes, doch nicht zu glattes Brett zur Verfügung stellt und dieses – in einem als zweckmäßig zu erprobenden Winkel – in schräge Lage bringt. Du würdest mich erfreuen durch einen gelegentlichen Bericht darüber, a) ob das Experiment nach seiner technischen Seite gelingt, b) ob sich zwischen Christoph und seinem neuen Haustier ein beiderseits befriedigendes Verhältnis herstellt.

Zu den guten Dingen des demnächst scheidenden Jahres gehört jener Maitag mit Eurem Besuch, nach dem Ihr dann ja, den Wasserfluten entronnen, glücklicherweise heil wieder zu Hause angekommen seid. Ob wohl eine Aussicht auf eine Wiederholung im Jahre 1979 besteht? Dann würdet Ihr uns auf jeden Fall noch in Basel antreffen, während über die fernere Zukunft (Tübingen!<sup>35</sup>) noch immer nichts entschieden ist. Wir selbst würden aus den mannigfaltigsten Gründen dem Bleiben entschieden den Vorzug vor dem Umziehen geben.

Euch allen eine gute Weihnachtszeit und herzliche Grüße!  
Dein Hinrich

## An Hellmut Traub<sup>36</sup>

(siehe auch Bild 6)

*Basel, den 29. August 1979*

Lieber Hellmut!

Habe ich Eure Termine einigermaßen richtig im Kopf, so naht sich Eure Rückkehr vom Kapf nach Bietigheim. (Wir haben hier nach kalten und nassen Tagen seit gestern wunderbares Sonnenwetter. Laut heutiger Zeitung soll das in der «ganzen Schweiz» herrschen, also auch im Emmental. Wie schön, wenn Eure letzte Kapf-Woche auch in dieser bisher etwas vernachlässigten Hinsicht noch eine schöne Woche würde!) Ich muß mich also sputen, Dir Dein kostbares Manuskript noch mittels Inlandpost zurückzugeben – zugleich mit einem herzlichen Dank für Deine liebe Karte von vor dem (hoffentlich glücklich bewältigten) Exkurs nach Berlin.

Ich bin etwas spät dran und kann heute nicht viel schreiben – besides Folge einer kleinen Grippe, die ich eigentlich hinter mir, in Ausläufern aber noch in den Knochen habe. Sie hat sich an unschuldiger Arbeitszeit (die mir jetzt fehlt) gütlich getan, indem sie sie mir kaltlächelnd weggefressen hat, und wirkt in spürbarer Beeinträchtigung des ohnehin etwas schwachen Denkvermögens nach.

Wir haben die Lektüre Deiner Blätter<sup>37</sup> in abendlichen Vorleserationen zu Ende – bis an das vorläufige Ende, über das hinaus vieles in Deinem Kopf, aber noch nichts auf dem Papier ist – geführt und begehren stürmisch nach mehr. Gar keine Rede davon, daß Du diese Aufzeichnungen abgebrochen, wo sie im Augenblick abgebrochen sind, liegenlassen dürftest! Du hast unglaublich viel erlebt. Grundsätzlich wußten wir das, auch in manchen der auf den Blättern geschilderten Einzelheiten; aber es ist, schon nach diesem Fragment, noch gewaltig viel mehr, als wir bisher wußten. Sodann: Diese Erlebnisse sind in Dir einem exzeptionell erlebnisfähigen Menschen begegnet. Auch das war uns an sich nichts Neues, ist nun aber in dieser schriftlich-schriftstellerischen Verdichtung doch noch einmal ganz und gar neu. Und daß es in dieser Gestalt noch einmal etwas ganz Neues ist, liegt – drittens – daran, daß Du, gerade in Deiner herrlichen Unbekümmertheit um chronologische und sonstige Pragmatik

und Übersichtlichkeit, ganz zu schweigen von belehrenden Absichten oder dergleichen, phänomenal erzählen kannst. Dieses dritte Moment birgt für uns, seit wir den «Engel»<sup>38</sup> und «Absalom»<sup>39</sup> kennen, die geringste Überraschung; aber es bestätigt sich auf Schritt und Tritt. Mein Freund Lipinsky hat's ja seinerzeit auch gefunden und energisch gesagt. Diesmal kann ich noch andere Zeugen anführen: Wir hatten alte Freunde aus Oldenburg<sup>40</sup> hier, die nicht theologisch, aber literarisch sehr bewandert sind. Ihnen habe ich, weil das Gespräch uns zufällig auf etwas Ähnliches brachte, die Episode von dem Fahneneid<sup>41</sup> vorgelesen, und sie waren außer von der Sache selbst eben auch von der Kunst der Erzählens stark angetan.

Also, Du mußt weitermachen, egal ob Dich eine spezifische «Lust» dabei beflügelt, oder ob eine solche Dich eher davon abhält. Ich sage das nicht um des dritten, des «literarischen» Moments willen. Ich weiß, daß es Dir auf dieses nicht sonderlich ankommt; und natürlich kommt es auch mir nicht darauf an. Ich erwähne es nur, weil es vielleicht gut ist, Dich durch eine unvoreingenommene Freundesstimme dessen vergewissern zu lassen, daß Du in Formfragen unbesorgt sein kannst, weil Dir da (ich vermute: ohne viel Nachdenken gerade darüber) ein Instrument einfach zur Verfügung steht, auf das Du Dich verlassen kannst. Wichtig ist, daß Du weitererzählst, nicht, weil Du erzählen kannst, sondern weil Du so viel zu erzählen hast, was andere nicht wissen: Erfahrungen, die Du gemacht hast (und so kein anderer) und die doch nicht einfach Dir gehören. Du verstehst, was ich meine, denn Du hast es selbst ähnlich, nur etwas schöner gesagt. Es geht um Deine, aber damit um Erfahrungen dieses unseres Jahrhunderts. Die mußt Du für uns festhalten. Du siehst es mir nach, wenn ich (weil ich nun eben ich bin) für ganz besonders wichtig und unter allen Umständen aufzeichnungsbedürftig das halte, was Du mit Karl Barth (und Lollo) erlebt hast, weil es für das, was man von ihm wissen kann, unentbehrlich ist. Es muß deshalb innerhalb dessen, was Du im ganzen zu sagen hast, noch nicht einmal gerade das Wichtigste sein.

An das, was die mitlesenden Verlagsleute gesagt haben, brauchst Du Dich gewiß nicht zu kehren. Folge einfach der Eigenbewegung Deiner Feder; alle anderen Rücksichten könnten Dich nur aufhalten und irritieren. Durchschnittliches Publikumsinteresse oder auch sonstige Gesichtspunkte der Übersichtlichkeit usw. in Ehren; ihnen kann

man hinterdrein immer noch in dem Maße, wie sie es verdienen, Rechnung tragen (wobei dieses Maß erst noch auszumachen wäre). Du hast ohne jede Rücksicht auf die Möglichkeit, daß aus den Blättern einmal ein Buch – und dann noch ein solches, das sich auf den «Buchmarkt» begibt – werden könnte, angefangen, und nur dank dieser Rücksichtslosigkeit konntest Du schreiben, wie Du geschrieben hast. Einzig so kannst und mußt Du auch weiterschreiben. Wenn Du Dich durch derartige Rücksichten im freien Lauf Deiner Feder hemmen oder dirigieren liebest (oder von Anfang an hättest dirigieren lassen), wäre es viel schlimmer, als wenn später eine durchgreifende Redaktion nötig werden – oder sogar als wenn niemals ein gedrucktes Buch daraus werden sollte.

Unangemessen würde ich angesichts dieses literarischen Genres auch theologische Gesichtspunkte einer eventuellen Kritik finden. Darum soll's kein Einwand, sondern nur ein leises, ganz freundschaftliches Monitum sein, wenn ich Dir ins Gesicht sage: Das Jeremia-Motto<sup>42</sup> auf dem Titelblatt geht nicht. Das ist nun einmal etwas, was man zu und über sich selbst nicht sagen kann und darf. Im gleichen Sinne bezieht sich dieses «man kann und darf nicht» dann auch auf einen gewissen untergründigen Tenor in dem Ganzen, der sozusagen auf den Ton dieses Mottos gestimmt ist. Gleich der allererste Satz<sup>43</sup> hat jedenfalls auch etwas davon. Wer zum Kuckuck hat Dich denn gefragt, wie bedeutend Du bist? Inwiefern ist das eine interessante Frage – ganz abgesehen davon, daß es mit den Kriterien zu ihrer Beantwortung wohl so eine Sache ist! Gewiß ist das eine Frage, die in Autobiographien häufig eine beträchtliche Rolle spielt – in der Regel so, daß der betreffende Autor sie für sich umgekehrt beantwortet wie Du für Dich. Was Deine Aufzeichnungen von Autobiographien dieses Typs unterscheidet, ist doch nicht Deine Antwort, sondern, abgesehen von jenem untergründigen Tenor, der Dir gelegentlich dazwischenkommt, die Abwesenheit dieser grundsätzlich eben nicht aufzuwerfenden Frage. – Nun, ich verstehe, daß das gattungsmäßige Schwergewicht der literarischen Beschäftigung mit der eigenen vita sozusagen selbsttätig dafür sorgt, daß die weitgehend abwesende Frage doch nicht geradezu verschwinden kann, wie sie es, theologisch geurteilt (oder unterläuft mir hier ein theologischer Fehler?), wohl müßte. Und darum wiederhole ich, daß ich, indem ich diese eine «kritische» Randnotiz nicht unterdrücken mochte, weit davon entfernt

bin, Dir ins Schreiben hineinzufunken. Das letzte Wort kann nur die Wiederholung des ersten sein: Mach weiter, mach unbedingt in dem begonnenen Zuge weiter! Wie steht's mit der neulich in vage Aussicht genommenen Möglichkeit, daß Euer Rückweg über Basel führt?!

Genießt die letzten Tage auf dem Kapf noch in vollen Zügen und seid miteinander herzlichst begrüßt von Elisabeth und Euerm Hinrich

**An Max und Franziska Zellweger, Markus und Rose Marie Barth, Christoph und Marie-Claire Barth, Hans Jakob und Renate Barth**

(siehe auch Bild 5)

*Basel, den 20. September 1981*

Liebe Max und Fränzeli, Markus und Rose Marie, Christoph und Marie-Claire, Hans Jakob und Renate!

Ihr habt uns heute vor einer Woche so festlich beschenkt. Und nachdem gleich im Laufe dieser Woche der Besuch von holländischen Freunden uns Gelegenheit gegeben hat, uns von der Vorzüglichkeit Eurer Gabe ein erstes Mal zu überzeugen, möchten wir unseren ganz herzlichen Dank, nachdem er erst partiell und durch das unangemessene Medium des Telephons ausgesprochen worden ist, noch einmal sonntäglich bekräftigen.

Er betrifft mehr als die Gabe in ihrer freilich nicht hoch genug einzuschätzenden Materialität. Er betrifft auch das, was durch sie zu uns gesprochen hat und spricht und was wir nun seit zehn Jahren auf mannigfache Weise spüren dürfen. Ich weiß, es ist keine Kleinigkeit, daß Ihr mir vor zehn Jahren den Auftrag anvertraut und bei zunehmender Bekanntschaft mit meiner Art und Unart (die bei einem nachgerade auch nicht mehr jungen Individuum nun wohl im Grundriß so bleiben werden, wie sie sind) stets aufrechterhalten habt, den Auftrag, der jüngst mit meinem, mit unserem Dasein zur Einheit verschmolzen ist. Und was tut Ihr jetzt alles dafür, daß es, wie es auch unser eigener sehnlichster Wunsch ist, auch in Zukunft dabei bleiben kann! Markus hat, wie es seinem Berufe entspricht, Eurer prachtvollen Gabe eine Exegese hinzugefügt, nach welcher sie ganz besonders unter dem Aspekt dieser Zukunft zu verstehen ist. In der Tat, auch wenn man die Anziehungskraft dieses Hauses auf allerhand Menschen, deren nicht wenige würdig sind, dergestalt bewirkt und erlabt zu werden, einrechnet, wird es eine beträchtliche Weile dauern, bis alle diese Flaschen ausgetrunken sind. Ich sehe noch eine weitere Zukunftsdimension darin, der gerecht zu werden dann – wenn dieser weitere exegetische Schritt eine konkrete Entsprechung finden sollte – unser Teil



sein würde. Guter Wein kann ja durch Älterwerden nur noch besser werden...

Wir danken Euch allen sehr und grüßen Euch herzlich,  
Eure Elisabeth und Hinrich

## An Hans-Jürgen Hermisson<sup>45</sup>

*Basel, den 29. Mai 1983*

Sehr geehrter Herr Professor!

Die Lektüre Ihrer Predigtmeditation<sup>46</sup> zum heutigen Sonntag, von der ich eben herkomme, übt auf mich die (nur selten von einem solchen Stück ausgehende) Wirkung aus, daß ich mich gedrängt sehe, von der lebhaften Freude, die mir die Meditation bereitet hat, ihrem Autor sofort dankbare Mitteilung zu machen. Daß ich Ihnen noch nie von Angesicht begegnet bin, kann angesichts der Lebhaftigkeit dieser Freude kein Hinderungsgrund sein. Indem ich gerade im Begriff bin, an der – wie die Dinge liegen, nicht eben leichten – Mitverantwortung für die Göttinger Predigt-Meditationen einen erhöhten Anteil zu übernehmen, ist mir eine Arbeit wie die Ihre eine willkommene und wahrhaftig nicht überflüssige Ermutigung und Stärkung. Ich habe von Ihnen nicht nur Belehrung empfangen, ich habe nicht nur alles mit großer Zustimmung gelesen, sondern ich finde auch die Form vorbildlich, in der Historisch-Exegetisches, Theologisches, Homiletisches und Liturgisches je in dem ihm zukommenden Maße zur Geltung kommt und – dies scheint mir besonders schätzenswert – ineinander übergreift und nicht nach dem öden Schema («zum Text», «zur Situation», «zur Predigt» usw.) nacheinander abgehandelt wird. Ich denke, der seine Predigt vorbereitende Leser (ich war für diesmal kein solcher) findet sich durch Ihre Meditation in einem Vorgang auf die theologischen Beine und auf den Boden seiner Kanzel gestellt: just das, was mir immer als das erstrebenswerte und selten auch nur erkannte, geschweige denn erreichte Ziel einer Predigtmeditation erscheint.

Zu einer einzigen Formulierung – sie macht nur einen kleinen Bruchteil eines Satzes aus – habe ich ein zartes Fragezeichen an den Rand gemalt. Es sind die letzten Worte des zweiten Absatzes auf S.283<sup>47</sup>. Ihr leicht variiertes Gegenstück im Schlußsatz der ganzen Meditation – «der kann nicht unverändert in seinen Alltag zurückkehren» – unterschreibe ich gern. Etwas anders scheint mir die Wendung «... nicht anders kann als ihr entsprechen». Ein Individuum, von dem das gilt, ist mir m.W. noch nicht begegnet: empirisch nicht;

und auch theologisch würde es mich eher in Verwirrung bringen, wenn mir das Gegenteil widerführe. Ist es nicht für den Menschen als Empfänger des Segens – und ist es nicht vor allem für den Segen selbst durchaus charakteristisch, daß sein Empfänger jederzeit sehr wohl anders kann als ihm entsprechen, ja zu diesem sehr anderen Tun soeben wieder im Sprunge ist? Ich hätte Lust, es geradezu umgekehrt zu sagen: Es ist das Wesen des Segens, daß Gott sein «heiteres Angesicht» solchen Subjekten zuwendet, außerhalb deren Reichweite es liegt, daß so etwas wie eine «Entsprechung» zu seiner Gabe auch nur in Betracht kommt. Aber es ist die – nun freilich nicht ausbleiben könnende – Wirkung dieses Segens, daß seine Empfänger, obwohl doch in jenem Sprung befindlich, in ihm wunderbar aufgehalten sind. Und es ist endlich eine Folge des Segens, daß seine Empfänger sich als Subjekte von Handlungen wiederfinden, welche ihrer inneren Problematik unerachtet dergestalt in Dienst genommen sind, daß das übergroße Wort «Entsprechung» nicht zu Unrecht auf sie angewandt ist.

Ich weiß, ich schreibe aus Basel nach Tübingen, welche beiden Orte ihren Anteil an der Einbürgerung der Rede von der «Entsprechung» haben, beide aber wiederum nicht ohne ihren Anteil an der logisch vorausliegenden Einsicht, daß es sich dabei um ein großes, ja übergroßes Wort handelt. Ich würde von Ihrer Meditation nicht so hingerissen sein, wenn ich nicht ihr ganzes Schwergewicht ebenfalls auf dieser Einsicht bzw. deren Voraussetzungen ruhen sähe. Und wiederum, wenn ich von ihr nicht so hingerissen wäre, hätte mich nichts dazu hinreißen können, ausgerechnet dieses doch hochgradig marginale Fragezeichen ein wenig zu explizieren. Ich hoffe dadurch nur unterstrichen und nicht im geringsten verundeutlicht zu haben, was ich am Anfang dieses Briefes geschrieben habe und was seine eigentliche Substanz bildet.

Mit dankbaren Grüßen bin ich Ihr sehr ergebener  
Hinrich Stoevesandt

## An Fritz Dürst<sup>48</sup>

*Basel, den 12. August 1983*

Lieber Fritz!

Für das Vergnügen, wieder einmal an der Herrengasse 11 zu Gast gewesen zu sein – für das hohe Vorrecht, uns die herrliche Ferienwohnung<sup>49</sup> im Wortsinne erschließen zu dürfen – für die Ehre, aus Mediat- zu Immediatempfängern der Berner Münsterpredigten aufgerückt zu sein (das direkte Miterleben einer solchen steht dermaßen außerhalb dieser Reihe, daß ich es nicht einmal an den ihm sonst gebührenden zeitlich und sachlich ersten Platz in ihr rücken konnte) bedanke ich mich (im Blick auf die nach der 35. Folge abgebrochene Psalmen-Predigt-Reihe) mit einer Lesefrucht. Von Luthers Mentor Johannes von Staupitz ist folgende Anekdote überliefert:

In der Stiftskirche zu Tübingen hatte der Augustinerprior im Jahre 1498 über das Buch Hiob gepredigt. Als er nun «bis zum zehnten oder elften Kapitel vorgedrungen» war, da wurde ihm deutlich, daß Hiob von den geschraubten Analysen auf der Kanzel «mehr gepeinigt wurde als von seinen elenden Geschwüren». Da setzte Staupitz seinen Predigten ein Ende mit dem Abschiedsgruß: «Ich höre auf. Hiob und ich, wir beide sind froh!» ... Das überlieferte Manuskript bricht nach vierunddreißig Predigten ab – da war Staupitz bis zum zweiten Kapitel gelangt! Zu den zehn Kapiteln, von denen die Anekdote spricht, hat es nicht einmal gereicht – das hätte noch Jahre gedauert.

(H.A. Oberman, Luther, Berlin 1981, S. 192)

Die Korrektur des Historikers an der Anekdote grenzt zu allem Überfluß die Parallelität der Fälle auf ein einziges tertium comparationis ein: ob die Psalmdichter froh waren, daß sie von einem Predigtermin auf den nächsten im Berner Münster plötzlich keine Chance mehr hatten, das dürfte, da ihnen ja wahrhaftig keine geschraubten Analysen angetan wurden, noch sehr die Frage sein. Jedoch die annähernde Gleichheit der zahlenmäßigen Bilanz – aber der Tübinger Rekord wurde in Bern noch gebrochen! –, ist doch frappant!

Herzlich und dankbar  
Dein Hinrich Stoevesandt cum suis

## An Benno von Wiese<sup>50</sup>

*Basel, den 25. Februar 1984*

Sehr verehrter Herr Professor!

Mit der freundlichen Dedikation Ihrer «Gedanken zur Dichtung ...»<sup>51</sup> haben Sie mir eine große Freude gemacht, darf ich doch aus der Tatsache dieser Dedikation nicht minder als aus dem Ansatz jenes Essays<sup>52</sup> herauslesen, daß auch nach Ihrem Empfinden jenes mir so unvergeßliche Tischgespräch in Maria Laach vor vier Jahren mehr war als eine zufällige menschliche Begegnung voller spontaner Sympathie, daß es vielmehr auf einer Basis ruhte, die von einem ganzen Geflecht weithin noch unausgeschöpfter Beziehungen gebildet wird: Beziehungen zwischen dem umfassenden Gegenstand und der spezifischen Erkenntnisrichtung Ihrer Lebensarbeit einerseits und der besonderen «Wahrheit», mit der es die Theologie zu tun hat, andererseits.

Es hat mich an Ihrem Aufsatz besonders angesprochen, daß als Bezeichnung des Ortes, an dem Dichtung und Theologie sich begegnen könnten und sollten, wiederholt das Stichwort «Tragik» auftaucht und daß Sie in der «Absage an das Tragische überhaupt» eine Verarmung, ja ein Katastrophensymptom sehen. Das scheint mir in erschütterndem Maße auch auf die Theologie zuzutreffen, die vermöge ihrer verbreiteten Blindheit für das Tragische einem banalen Moralismus in die Arme läuft und damit auch gegen ihren ureigensten Auftrag verstößt. Hingegen werden Sie es einem Theologen, der ausgerechnet aus der Schule Karl Barths stammt, wohl nachsehen, wenn er in einer Nivellierung des Unterschiedes zwischen den «hei-ligen» Schriften mit *ihrer* «Wahrheit» und der «Wahrheit der Dichter» – der ja kein Rangunterschied auf einer gemeinsamen Skala ist – sowie in einer generellen Ehrenrettung des «Häretischen» nicht gerade das notwendige Heilmittel zu erblicken vermag.

Mit ehrerbietigen Grüßen verbleibe ich  
Ihr Ihnen dankbar ergebener Hinrich Stoevesandt

## Für Ruedi Morf<sup>53</sup>

Antwort an Ruedi Morf

Du schreibst mir, Du seist unentschieden.  
Das macht mich ungemein zufrieden.  
Denn die Entschiednen neuen Stiles,  
die wissen mir meist viel zu vieles,  
was man doch gar nicht wissen könnte,  
wenn man dem lieben Gott noch gönnte,  
das Regiment allein zu führen.  
Sie trachten deshalb aufzuspüren,  
was überall auf dieser Welt  
dem Herrn und ihnen selbst mißfällt.  
Und sie vergessen, zwischen beiden,  
wie sich's gehört, zu unterscheiden.

Wenn sie doch nicht so vieles wüßten,  
die guten, armen, dummen Christen!  
Wär'n sie doch nicht so sehr entschieden,  
was hätten wir dann schönen Frieden!  
Bleib, Rudi, drum, bleib nur Clochard<sup>54</sup>,  
in diesem Sinn auch Missionar,  
bleib Bauer, Clown und Architekt,  
begreifend, was Karl Barth bezweckt,  
der still-vergnügt sein Pfeiflein schmauchte,  
ob man ihn auch gar oft mißbrauchte.

*Basel, den 11. März 1984*

## An Eberhard Jüngel<sup>55</sup>

*Basel, den 3. Dezember 1984*

Lieber Herr Jüngel!

Eine verzwickte Fügung waltet – nicht über Ihrem Geburtstag, wohl aber über meinem Begängnis desselben. Ich werde den Tag, wenigstens bis zu meiner nicht auf den folgenden verschiebbaren Abreise, in ungewöhnlicher räumlicher Nähe zu Ihnen zubringen, in Tübingen<sup>56</sup> – ein Umstand, an dessen Zustandekommen Sie wenigstens als eine der *causae remotae* beteiligt sind –, und doch zwingender verhindert sein, Ihnen die Hand zu drücken, als wenn ich nur meine normalen Obliegenheiten in Basel zu versehen hätte. So komme ich in die seltsame Lage, mir selbst einen Brief an den Zielort meiner Reise unmittelbar vorauszusenden.

Seit fünfzig Jahren existieren Sie auf diesem Gestirn, davon reichlich die Hälfte in meinem Gesichtskreis, von dieser Hälfte wiederum die reichliche Hälfte als eine auch mir durchaus unentbehrliche Gestalt. Von dem Charakter dieser Unentbehrlichkeit sollte ich jetzt, da Sie einmal fünfzig werden, Rechenschaft geben. Ich täte das, es sei gestanden, nicht ungern. Doch es würde viel Papier verbrauchen. Und mein brieflicher Papierverbrauch ist Ihnen – das gehört zu den Dingen, die mir im Rahmen Ihrer Existenz innerhalb meines Gesichtskreises unübersehbar geworden sind – schon wiederholt ein Ärgernis gewesen. Wie sollte ich Ihnen an Ihrem Geburtstag ein solches neuerlich bereiten wollen?

Kurz, ich lasse es bei der Feststellung des Faktums Ihrer Unentbehrlichkeit und betrachte diese Selbstbeschränkung als angemessenen Beitrag zu dessen Würdigung. Just im Status der Unexpliziertheit bezieht es sich nicht lediglich auf den mir sichtbaren Teil der zurückliegenden fünfzig Jahre, sondern mindestens ebenso auf die bevorstehenden, deren Anzahl wir nicht kennen und von denen ja auch sonst noch gar nichts bekannt ist als das eine, daß es gut ist, daß sie – gerade sie, nicht weniger und nicht mehr – uns zugemessen sind. Darum sehe ich nicht ein, warum ein Wunsch zu Ihrem Geburtstag sich ausgerechnet auf eine möglichst große Anzahl kommander Jahre beziehen soll. Er richtet sich auf den Fortbestand des

Faktums als solchen und darauf, daß es, ohne die Verwendung vieler Worte dafür nötig zu machen, fortfahre, sich selbst zu explizieren.

So herzlich der Ihrige:  
Hinrich Stoevesandt

## An Ulrich Luz<sup>57</sup>

Basel, den 12. Mai 1986

Hochgeehrter Herr Dekan!

Im vergangenen Sommer mußte ich eine erregte telephonische Anfrage eines guten Freundes<sup>58</sup> – er stand immerhin im 82. Lebensjahr – beantworten. Er hatte soeben die Nachricht erhalten, die Tübinger Evangelisch-Theologische Fakultät habe seine Ehrenpromotion beschlossen, und er wollte von mir wissen, mit welcher Begründung er das ablehnen könne. Da ich seine Verdienste für mehr als erwiesen und den Tübinger Beschluß für sehr vernünftig hielt, konnte ich ihm mit einer Antwort auf die gestellte Frage nicht dienen. Überzeugen konnte ich ihn jedoch auch nicht. Das gelang dann einer klugen Frau mit dem Argument, eine Ablehnung sei hochmütig.

Ich habe mir damals nicht träumen lassen, daß weniger als ein Jahr später ich selbst – ich! mit erwiesenermaßen sehr viel unbeträchtlicheren theologischen Einsichten und fast ein Menschenalter jünger als jener Freund – in eine ganz analoge Lage kommen werde. Ihr freundlicher Brief hat mir die Sprache verschlagen; angemessene Worte des Dankes an Sie und die hochwürdige Fakultät zu finden bin ich außerstande. Doch habe ich aus dem vorjährigen Vorfall gelernt, daß eine gewisse Handlung, die sich mir jetzt aus gediegeneren Gründen als ihm nahelegen könnte (er berief sich übrigens auf das Beispiel Franz Overbecks, dem ich mich ja nun vollends nicht an die Seite stellen kann), eben der schiere Hochmut wäre.

So bleibt mir nichts, als – da mir im übrigen die Zunge am Gaumen klebt – Ihnen zu sagen, daß ich mich an jedem Tage des Dezember, auf welchen Sie mich nach Bern bescheiden werden, mit bis dahin vielleicht etwas gelöster Zunge, bestimmt aber immer noch mit weichen Knien dort einfinden werde.

Mit dem Ausdruck aufrichtiger Ehrerbietung  
Ihr sehr ergebener Hinrich Stoevesandt

## Für Andreas Joss<sup>59</sup>

Happy End

Worauf reimt sich das Wort «Stahlroß»!  
Auf den Tenoristen A. Joss!  
Warum reimt es sich so prächtig?  
Der Zusammenhang ist mächtig!  
Kommt er doch zum Probensaale  
Immer tretend die Pedale.  
Doch was ist denn jüngst geschehen,  
Ohne daß wir's konnten sehen?  
Während Hexensang wir probten,  
Kamen Flegel her und tobten  
Hexengleich im letzten Schnee:  
«Ho, ho, ha, ha, hä, hä, he!»<sup>60</sup> –  
Stahlen unsre Velos weg.  
Uns befiel ein großer Schreck.  
Wütend, traurig, halb benommen  
Hätt' ich fast das Tram erklommen  
Und wär nach Fußgängerart  
Heimgefahren zu Karl Barth.  
Doch im letzten Augenblicke  
Kehrt Herr Joss zu mir zurücke,  
Führte rechts und führte links  
Je ein Velo, schlechterdings!  
Froh wir konnten heimwärts radeln,  
Mußten zwar die Diebe tadeln,  
Doch noch mehr den Finder loben.  
Wie im Winde war'n wir oben,  
Konnten unser Haus erreichen.  
Dort gleich zählten wir die Speichen,  
Grade Teile und die runden:  
Alles ward komplett befunden.  
Nur mit einer einz'gen Zahl  
War doch etwas recht fatal.  
Nicht, daß was am Velo fehlte:  
Doch so oftmals ich auch zählte,

War bei diesem Zähle-Spiel  
Stets ein Gegenstand *zu viel*.  
Eins der *Kugellager* wollte  
Nicht ins Velo passen, rollte  
Stets daneben. Überflüssig  
Für das Fahrzeug! Überschüssig  
Lag es jedesmal im Staube –  
Ein *Gewinn* aus diesem Raube?  
Staunend stand ich da und ratlos.  
Doch auf einmal wußt' ich: Nahtlos  
Paßt das Kugellager ja zum Stahlroß  
Meines treuen Velo-Finders A. Joss!  
Ihm sei's hiermit übergeben <sup>61</sup>.  
Süß mach's ihm das Radlerleben!

22. Februar 1987

## Für das Hochzeitspaar Barbara Flaig<sup>62</sup> und Christoph Müller

Als Barbara und Dominik noch Kinder waren –  
Es liegt so lang zurück, man zählt es kaum in Jahren –,  
Da nahmen morgens sie einander an der Hand  
Und schritten flugs zum Nachbarhause, wohlbekannt.  
Dort gab's ein täglich Schauspiel, immer faszinierend:  
Der alte Herr Professor stand, sein Kinn rasierend  
Und dieses altmodisch von Seifenschaum bedeckt,  
Womit Erweichung seines Bartes er bezweckt.  
Zu Haus in Nummer dreißig gab's das nicht zu sehen.  
Doch was den Reiz der Sache nochmals tat erhöhen:  
Zum Abschied gab's, bisweilen nur recht klein – wie schade! –,  
von Frau Professor Barth ein Stückchen Schokolade.

Zur Hochzeit wünscht die junge Frau Musik von Mozart.  
Das geht gewiß zurück auf jene Tag' bei Karl Barth.  
Des Morgens pflegte *die* Musik bei ihm zu tönen,  
Um jeden Tagesanfang so ihm zu verschönen.  
Das wirkte sicher, denk ich, desto mehr je länger  
Auch ein auf jene kleinen Schokolad'empfänger.  
Mit Mozart grüßt das Nachbarhaus zum hohen Feste  
Und wünscht dem jungen Paar für alle Zeit das Beste.

29. Februar 1988

## An Hanns-Friedrich Kunz<sup>63</sup>

(siehe auch Bild 11)

*Basel, den 8. März 1988*

Lieber Herr Kunz!

Die Zeitung hat heute etwas um eine Spur Deutlicheres über den Großanlaß vom Mai 1989<sup>64</sup> gebracht. Ich schick's Ihnen, ganz gleich, ob meine möglicherweise allzu verstiegene Idee, dieser Sache mittels NBK-Programm stillschweigend einen kleinen Gegenakzent an die Seite zu stellen, a) Ihnen grundsätzlich überhaupt erwägenswert erscheint und b) sich dann auch noch in eine konkrete und realisierbare Programmidee umsetzen läßt.

Im übrigen: Ich will's ja nicht wieder tun, nämlich eine Probe um eines anzuhörenden Konzertes willen schwänzen. Aber gestern abend hat es sich gelohnt. Das Cleveland-Quartett hat drei Beethoven-Quartette aus drei spürbar ganz verschiedenen Lebensperioden sehr eindrucksvoll gespielt. Und damit haben die vier Amerikaner ein gutes Werk an mir getan, sei es auch auf einem Frontabschnitt, wo das kaum noch (aber ein ganz kleines bißchen eben doch noch) nötig war. Bin ich doch, so lange das auch nun schon her ist, musikalisch aufgewachsen in einer Kantorenatmosphäre, wo die Welt von Dufay bis Bach reichte und dann nach einer gehörigen Unterbrechung ungefähr bei Hugo Distler wieder anfing – Sie kennen das wohl. Und dann geriet ich in die theologische Welt Karl Barths, deren musikalische Abteilung, obwohl für mich von je nur von geringer Verbindlichkeit, außer dem einen Mozart wenig und nach ihm gar nichts duldete. Beethoven hatte in beiden Fällen entschieden das Nachsehen. Das sind nun zwar Jugendtorheiten, als solche seit langem durchschaut und abgelegt. Doch der große Beethoven ist bis heute nicht davor sicher, daß ich bei dieser oder jener seiner feierlichsten Stellen den Ausruf kaum unterdrücken kann: wie banal! – Nun, jene drei Quartette waren – was freilich keine Überraschung war – an keiner noch so kleinen Stelle banal, sondern Wort für Wort oder Note für Note «richtig». Warum ich das sage? Weil ich mich dazu bekennen muß, daß von jenem großen Loch, dem Beethoven mit dem größten Teil seines Werks glücklich entronnen ist (und in das, es sei zu Ihrer Beruhigung ge-

sagt, Johannes Brahms, aber auch Anton Bruckner nie geraten waren), doch noch einige Restbestände vorhanden sind. Es wird an Ihnen sein, mich davon zu überzeugen, daß Rossini<sup>65</sup> (den ich freilich so gut wie gar nicht kenne) nicht in jenes Loch gehört. Ihnen traue ich es blindlings zu, daß es Ihnen gelingen wird. Ja, auf Ihre Fürsprache hin genießt er schon jetzt so viel Kredit, wie er sich aus eigener Kraft vielleicht doch nicht hätte verschaffen können.

Herzlich Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Paul Sacher<sup>66</sup>

*Basel, den 28. August 1988*

Lieber Paul!

Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß mich unter all den z.T. sehr ehrenvollen Gratulationen, die mich in diesen Wochen erreicht haben, keine so erfreut hat wie die Deine. Dieser Preis<sup>67</sup>, den ich da demnächst entgegennehmen soll, bedeutet ja, daß – in höchst überraschender Weise – das offizielle Basel einen Blick auf meine Werkstatt geworfen hat. Da fällt denn ganz unwillkürlich umgekehrt auch mein Blick auf Basel und mein Verhältnis zu dieser Stadt. Und damit verhält es sich – ich habe nie daran gezweifelt – so, daß in erster Linie ganz bestimmte Menschen die Ursache dafür sind, daß ich diese Stadt (über die man natürlich bisweilen auch, wie jede Liebe das mit sich bringt, ein wenig zu seufzen hat) vom ersten Kennenlernen vor jetzt 34 Jahren an besonders geliebt habe. Bestimmte Menschen: da könnte ich eine Reihe von Namen aufzählen, aber so sehr lang ist diese Reihe auch wieder nicht. An ihrer Spitze steht Karl Barth, und unmittelbar danach – ich komme, sooft ich's durchrechne, zu keinem anderen Ergebnis – folgst Du, zusammen mit Ina Lohr<sup>68</sup>, mit der Du diesen Platz ja sicher gerne teilen wirst. – Ich spreche singularisch von mir; aber die Sache wäre nicht, was sie ist, wenn nicht Elisabeth (die auch Karl Barth noch recht gut kennengelernt hat) und unsere Töchter (die immerhin ihre musikalischen Grunderlebnisse Dir und dem Kammerchor verdanken) Basel in derselben Perspektive erlebt hätten. Sie freuen sich mit mir über Deinen Brief.

Der Neue Basler Kammerchor ist eben in sein zweites Jahr eingetreten, und es war an mir, einen kurzen Jahresbericht zu verfassen. Da ich das Empfinden habe, Dir Rechenschaft darüber schuldig zu sein, was dort vor sich geht, erlaube ich mir, diesen Bericht beizulegen.

Mit sehr herzlichen Grüßen an Dich und an alle in Deiner Umgebung, die dafür empfänglich sein mögen, von allen hier im Hause  
Dein Hinrich

## An Minne Lipinsky-Gottersdorf<sup>69</sup>

*Basel, den 11. Dezember 1988*

Liebe Minne!

Was mußt Du von mir denken, daß ich seit Deinem Brief vom 16. November so viel Zeit habe vergehen lassen, ohne einen Mucks von mir zu geben oder auch nur Deine Bitte um ein Exemplar meines älteren Aufsatzes<sup>70</sup> zu erfüllen! Nun ist es heute seit der Ankunft Deines Briefes zum vierten Mal Sonntag geworden, bis ich mich endlich hinter die Schreibmaschine setze, um Dir darauf zu antworten. Die banale Erklärung dieser schändlichen Verzögerung hast Du Dir sicher längst selbst gegeben: daß ich, wie andere Leute auch, stets ein bißchen hinter meinem täglichen Pensum herkeuche. Den tieferen Grund, weswegen es nicht eben einfach ist, Deinen Brief zu beantworten, hast Du wahrscheinlich auch erraten: Du wirfst mir einen ganz schönen Brocken vor die Füße – zwar eigentlich gar nicht so, als ob Du Antwort von mir begehrtest, aber doch so, daß ich, nachdem ich mich gerade über «verbindliche Lehre»<sup>71</sup> habe vernehmen lassen, nicht gut so tun kann, als ob solche nicht angesichts Deiner Fragen herausgefordert wäre.

Dich beschwert, daß in der Bibel (welche in der Tat der ausschließliche Rechtsgrund verbindlicher Lehre im christlichen Sinne ist) Gott der Herr (der in der Tat, wie Du, im Unterschied zu anderen Auffassungen, gerade bei mir hast lesen können, der einzige und ausschließliche Gegenstand verbindlicher Lehre ist) nicht eben selten und nicht eben beiläufig in peinlichem Zusammenhang erscheint mit Verhaltensweisen, die, wenn sie unter Menschen vorkommen, mit Recht (einem Recht überdies, das sich seinerseits auf dieselbe Bibel beruft!) als in kolossalem Maße verwerflich gelten. Und nun fragst Du, ob denn das alles auch zur verbindlichen Lehre gehöre.

Du hast damit haarscharf einen der verschiedenen Punkte getroffen, von denen aus etwas von dem geradezu ins Auge springt, was ich in meinem Artikel habe dartun wollen: daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, wenn unsereiner daherkäme, um verbindliche Lehre einfach so von sich zu geben: eine Art Lehre nämlich, die für sich in Anspruch nähme, entweder ein umfassendes Wissen (Bescheidwissen) über Gott zu besitzen und zu vermitteln, in dem noch die anstöße-



Bigsten Züge der biblischen Erzählung «untergebracht», in ein einsehbares (und damit selber nicht mehr anstößiges) Verhältnis zu dem (sagen wir einmal:) Eingängigeren gebracht und damit im Effekt ver-harmlost wären, oder aber eigenmächtig zu sortieren zwischen Ele-menten, die für verbindliche Lehre unentbehrlich sein sollen (am Ende darum, weil sie mit unseren anderweitig funktionierenden Vor-stellungen von dem, was recht und verbindlich zu sein hat, zusam-menpassen), und anderen Elementen, die sich dafür nach unserer Ein-sicht nicht eignen und darum besser für unverbindlich erklärt werden können. So oder so wäre das ja eine Lehre, die im großen ganzen mit ihrem Gegenstand «fertig» wäre, ihn sozusagen in der Tasche hätte, jedenfalls bei allen Respektsbezeugungen, für die dann ja immer noch Raum sein mag, sich so benähme, als ob sie in Wirklichkeit über ihm stände. Eine ziemlich komische Figur also, wenn man bedenkt, um wen es sich bei diesem Gegenstand handelt! Selbstverständlich sind wir beide darüber einig, daß es so – auf die eine oder auf die andere der angedeuteten Weisen – nicht geht. Und daraus folgt, daß Du erstens eine das Rätsel erklärende (nämlich wegerklärende) Antwort auf Deine lapidare Frage von mir nicht erwarten kannst und daß Du zweitens gegenüber solchen, die Dir etwa mit derartiger «Lehre» (meistens dann wohl im Sinne der zweiten angedeuteten Möglichkeit, weil die heute viel beliebter ist als die erste) kommen wollten, jene kalte Skepsis an den Tag legen müßtest, die ich Dir in der ursprüng-lichen ausführlicheren Fassung der Widmung öffentlich attestieren wollte und die Du ja auch fortwährend betätigst.

Rundheraus gesagt: Vor den Zügen der biblischen Erzählung, die Dir jene Beschwer bereiten, stehe ich meistens und immer wieder ebenso kopfschüttelnd da wie Du. Im einzelnen läßt sich dann und wann wohl etwas wohltuend Erklärendes dazu sagen (wobei u.a. die besondere Entstehungssituation des betreffenden Textes – es gibt ja keine zeitlos-außergeschichtlichen in der Bibel – eine Rolle spielen mag) – das ist ein weites Feld für Entdeckungen, mit dem man zum Glück sein Leben lang nicht fertig wird. Ich wollte wohl, mir ständen solche Einsichten, z.B. etwa darüber, was den Geschichten des Josua-Buches zu entnehmen wäre, in etwas größerer Anzahl zur Verfügung. Aber grundsätzlich hängt es wohl nicht nur mit den beschränkten Einsichtsmöglichkeiten der Individuen zusammen, sondern auch mit dem Charakter dieser Lehre, die ihres Gegenstandes nicht mächtig

sein kann, ohne ihn zu verlieren, daß die Einsichten, die sich zu-sammenbringen lassen, sich immer ein bißchen schwächtigt ausneh-men und daneben ein viel größerer Rest bleibt. Von meinem großen Hausherrn Karl Barth wird erzählt, er habe, als er ungefähr in dem Alter war wie Du jetzt, gesagt, es sei doch recht blamabel, daß er nach einem langen Leben voll theologischer Arbeit noch immer das meiste aus der Bibel nicht verstanden habe. Ich erlaube mir, diese Feststel-lung, weit davon entfernt, ihr zu widersprechen, mit der Behauptung zu kommentieren, daß es just diese Einsicht in die Unbeträchtlichkeit der eigenen Einsichten war, die ihn in so hervorgehobener Weise zum ver-bindlichen Lehren qualifiziert und legitimiert hat (und ich füge hinzu, daß gerade seine Lehr-Vollmacht vielleicht da an eine Grenze stößt, wo er die Grenzen seiner Einsicht gelegentlich vergessen oder doch über-spielt zu haben scheint – der auf S.141 <sup>72</sup> meines Aufsatzes erwähnte Fall dürfte ein kleines Beispiel davon sein).

An dieser Stelle angelangt, kann ich auf Deine Frage, ob denn all jene Sachen, die Dir in der Bibel gegen den Strich gehen, zur ver-bindlichen Lehre gehören, eine erste Antwort wagen. Sie kann nur lauten: Unbedingt ja! Sie tun es jedenfalls insofern, als, und dadurch, daß sie so enorm sperrig sind, sich unmöglich in ein geschlossenes und befriedigendes Bild einordnen lassen und dadurch daran erin-neren, daß verbindliche Lehre von Gott auf alle Fälle etwas ganz an-deres ist als eine schlüssige Erklärung der Welt, wie sie ist, geschweige denn (davon ist sie womöglich noch weiter entfernt) als die Imagina-tion einer Welt, wie sie sein müßte, um den Anforderungen, die un-sereins an eine einigermaßen anständige Welt, in der wenigstens die größten Scheußlichkeiten nicht vorkommen können, stellen würde, zu genügen. Die unverdaulichen Partien der Bibel haben allemal jedenfalls diese negative Funktion, eine in solcher Weise glatt oder doch etwas glatter aufgehende Lehre zu verhindern.

Aber natürlich erschöpft sich ihre Bedeutung nicht in dieser negati-ven Funktion. Mit all dem Vorbehalt, den ich oben angemeldet habe, möchte ich versuchen, von der positiven Funktion, die sie haben könn-ten, wenigstens eine kleine Andeutung zu machen. Ich denke, eine ganze Menge von dem, was Dir beim Lesen des Alten Testaments so anstößig geblieben ist, läßt sich darin zusammenfassen, daß der Gott Israels einerseits so parteiisch für dieses sein «Eigentumsvolk» (2. Mose 19,5) in die Geschichte eingreift, so daß humane Rücksich-

ten auf andere Völker («Sind die Ermordeten nicht seine Geschöpfe?»), fragst Du) nicht gelten können, andererseits gerade mit diesem seinem eigenen Volk so ungemein streng umgeht. Jawohl, dieser Gott gewinnt die Züge, die ihn unterscheidbar, aussagbar, zum Subjekt einer erzählbaren Geschichte machen, dadurch, daß er oberhalb (Psalm 2,4!), aber zugleich innerhalb (Ps.2,6!) der irdischen Menschen- und Völkergeschichte eine eigene, separate Geschichte anfängt und durchführt, die mit der Geschichte eines im übrigen weltgeschichtlich lächerlich unbedeutenden Volkes koinzidiert – und die zugleich fortlaufend an den Tag bringt, daß dieses Volk seinerseits dieser an ihm geschehenden Gottesgeschichte überhaupt nicht gewachsen ist, daß also umgekehrt seine Geschichte mit derjenigen Gottes durchaus nicht koinzidiert. Bald spiegelt sich diese merkwürdig inkongruente Doppelgeschichte in Israels eigener Geschichtsschreibung so, daß Israel als Gottes «Augapfel» (5.Mose 32,10) auf die empörendste Weise auf Kosten anderer bevorzugt wird, bald scheint wiederum Israel selbst seine Sonderstellung, d.h. die rätselhafte Absicht, die Gott mit ihm hat, nicht auszuhalten und Höllenqualen daran zu leiden. So oder so, einzig durch diesen Vorgang der «Erwählung», durch den Gott seinem Namen mit bestimmten geschichtlichen Vorgängen und, seine eigene Kompromittierung nicht scheuend, mit den menschlichen Akteuren dieser Vorgänge verknüpft, – einzig dadurch, daß er dergestalt auf einem quantitativ und qualitativ begrenzten Feld sich in der diesem Feld angemessenen Zweideutigkeit kenntlich macht, gewinnt sein Name Kontur, Charakter oder wie man es, allemal sehr unangemessen, nennen will. Damit widersetzt er sich aufs hartnäckigste jedem Versuch, ihn in ein Gottesbild, das irgendwie ein Wunschbild sein könnte, einzufangen.

Und kein anderer als dieser Gott, der seit jeher durch seine verzehrende Nähe Freund und Feind irritiert und die Bildung einer irgendwie mit ihm zurechtkommenden Religion verhindert, ist der des Neuen Testaments, der es mit seiner Selbstidentifikation mit einer geschichtlichen Person nur noch viel bunter treibt. Seine Fleischwerdung ist es ja, die wir zu Weihnachten nun bald wieder feiern werden. – Als Dein und unser aller Hans Ende Oktober hier war, hat er mir von seinen Gesprächen mit Dir über das, wovon Du mir jetzt geschrieben hast, erzählt und auch davon, wie er Dir gesagt habe, jetzt freue er sich erst recht auf Weihnachten, denn es sei doch wahrhaf-

tig allerhand, daß der Gott, dem es anscheinend nichts ausmacht, das Heer des Pharaos im Schilfmeer ersaufen zu lassen usw., sich als hilfloses Kind unter beklagenswerten Begleitumständen in eine Krippe legt. Das ist's! Mehr als das habe ich Dir in dieser ziemlich langen Epistel auch nicht sagen können, noch könnte ich's, wenn die Epistel die zehnfache oder hundertfache Länge hätte. Eine «Lehre», die das einebnet und sich selber damit plausibler macht, wird natürlich allenthalben feilgeboten. Sie pflegt dann aber auch danach zu sein; es lohnt sich kaum, sie zur Kenntnis zu nehmen. Verbindliche Lehre zu versuchen, ist demgegenüber schwerer, man bleibt im besten Falle ein Stümper darin. Aber sie hat es zu tun mit diesem Gott, der es sich in seiner Majestät leistet, sich so unverbrüchlich-leidenschaftlich auf dieses Ding einzulassen, das wir als Welt- und als Lebensgeschichte am eigenen Leibe erleben. Und sie wird es sich gerade deswegen nicht einfallen lassen, darüber zu theoretisieren, auf welche Weise Gott darin verwickelt ist, daß Scheußlichkeiten, die den in der Bibel berichteten durchaus nicht nachstehen, auch weiterhin vorkommen.

Was das letztere betrifft, so findest Du dazu wohl ein wenig in dem Artikel über «Das Wort vom Kreuz». Es tut mir leid, daß infolge der Verspätung dieser meiner Antwort auch dieser Sonderdruck, den ich Dir nicht wortlos zuschicken wollte, erst so spät in Deine Hände kommt. Du hättest ihn wohl gern gehabt, solange Du weder für Mann noch für Dackel zu sorgen brauchtest, und das ist nun verpaßt. Von Hans haben wir unterdessen eine sehr vergnügte Karte aus Cuxhaven bekommen mit den Nachricht, daß ihm der Wintereinbruch die lautere Sommerfrische gewesen ist. Er wird also erquickt zu Dir zurückgekommen sein. Dieser Brief ist zwar ausdrücklichs und speziell an Dich gerichtet. Aber Du wirst ihn bestimmt nicht allein lesen, und Dein lieber Mann, der etwas so ungemein Zutreffendes über Weihnachten gesagt hat, wird auch durch seine Einwürfe die mir sehr wohl bewußten Unzulänglichkeiten dieses Briefes wettmachen.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ich vor Weihnachten noch einmal dazu komme, Euch zu schreiben. So sei dieser Brief benutzt, um Euch schon jetzt ein sehr schönes friedliches und fröhliches Fest zu wünschen.

Herzliche Grüße Dir – d.h. Euch beiden – und Eurer Tochter samt  
Schwiegersohn,  
Dein Hinrich

## An Bernhard Marzetta<sup>73</sup>

*Basel, den 22. März 1989*

Sehr geehrter Herr Marzetta!

Wenn meine Frau und ich unabhängig voneinander zu der Überzeugung gelangen, daß etwas Bestimmtes geschehen müsse, gilt uns das als nicht mehr widerleglicher Beweis, daß das Betreffende tatsächlich geschehen muß. Dies war heute der Fall, als wir beide das Münster verließen mit der Überzeugung, daß wir Ihnen für Ihre hervorragende und mutige Rede danken müssen<sup>74</sup>. Nicht um Ihnen ein Kompliment zu machen, sondern weil es einfach so ist, stelle ich fest, daß diese Ihre Rede mit Abstand der Höhepunkt der ganzen Feier war. Treffend, um nur zwei Beispiele zu nennen, die zugleich irenische und unnachgiebige Umschreibung des Begriffs «Elite» – und nicht weniger die Diagnose, daß die unglückselige Schulreform nicht sowohl Ursache als vielmehr Folge der gesellschaftlichen und gesellschaftspolitisch hochgezüchteten Misere sei (was ja, wenn ich das hinzufügen darf, nicht ausschließt, daß die Folge nachträglich auch wieder zu einer zusätzlichen Ursache werden kann und wird).

Von diesen Einsichten aus und durch die Erfahrungen mancher Jahre immunisiert werden Sie auch die beiden ungezogenen Maturandenreden mit Fassung ertragen haben. Mir drängte sich der Eindruck, den sie hinterlassen haben, in die Feststellung zusammen, daß offenbar Undankbarkeit (um nicht mißverstanden zu werden: als deren Alternative denke ich mir natürlich nicht devote Dankbarkeitsbezeugungen!) zu den heutzutage am höchsten geschätzten Kulturgütern gehört – gerne unter der irreführenden Bezeichnung «Kritikfähigkeit» gehandelt. Die jungen Leute selber sind dafür wohl nur zum geringsten Teil haftbar. Es wird vielleicht auch bei ihnen nicht lange dauern, bis sie merken, was sie an ihrer Schule gehabt haben – und was sie von dem, was sie tatsächlich nicht an ihr gehabt haben, sich selber zuzuschreiben haben.

Wir selber waren während der Schulzeit unserer Töchter und sind heute noch in hohem Grade dankbar für alles, was die beiden auf dem altehrwürdigen Gymnasium empfangen haben. Im vergangenen Herbst habe ich eine sich bietende Gelegenheit benutzt, um das auch vor den Ohren des vollzähligen Regierungsrates auszusprechen<sup>75</sup>.

Der Appell an die Freunde der Schule, mit dem Sie Ihre Rede geschlossen haben, klingt uns noch in den Ohren. Wenn sich eine Gelegenheit findet, wo wir diesem Appell gemäß handeln können, soll sie nicht ungenutzt bleiben.

Mit dem Wunsche, daß die Veranstaltungen des Jubiläumjahres einen wirksamen Beitrag zur Erhaltung der Schule leisten mögen,  
grüße ich Sie, auch im Namen meiner Frau, als  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## Für Michael Beintker<sup>76</sup>

(siehe auch Bild 7)

### Credo '89 dem Zeitgeist abgelauscht von Kenitz Wra<sup>77</sup>

Ich glaube an einen Gott, der nichts anderes ist als meine von allen anderen anständigen Menschen geteilte Entschlossenheit, überall einwandfreie Zustände herzustellen. Indem ich ihn Gott nenne, schließe ich mich in kritischer Solidarität der religiösen Überlieferung der Menschheit an. Ich bekenne aber, daß mit diesem Wort aus der autoritär-patriarchalischen Sprache der Vergangenheit das, was wir heute glauben, meistens verdeckt worden ist.

Ich glaube, daß Jesus von Nazareth einer der bekanntesten unter den anständigen Menschen war. Ich verdanke ihm wertvolle Anregungen. Die Überlieferung von ihm ist aufzunehmen, soweit sie sich zur Bestärkung jener Entschlossenheit eignet. Man hat ihn umgebracht. Das bestätigt meine eigene Erfahrung, daß diese Entschlossenheit immer wieder auf Widerstände stößt. Er lebt aber trotzdem weiter – das heißt, wir werden uns durch keinen der Widerstände entmutigen lassen.

Ich glaube an den Geist, der in dieser Entschlossenheit zum Ausdruck kommt, das ist: an den Zusammenhalt aller, die an ihr teilhaben, an die Beseitigung der Sünden durch ihre rigorose Anprangerung, an die Erhebung der Unterdrückten und an ein fröhliches, solidarisches Leben in Naturverbundenheit.

Ich glaube an die Dreieinigkeit, d.h. daran, daß zwischen diesen drei Artikeln kein Unterschied besteht. Ich glaube auch an unbegrenzt viele weitere Artikel, die dasselbe sagen wie die obigen, verwahre mich jedoch gegen jedes Bekenntnis, das eine andere Gottheit behauptet als die der Entschlossenheit aller anständigen Menschen. Was Anstand ist, bemißt sich an der Zustimmung zu diesem Bekenntnis.

4. Mai 1989

## An Friedrich Koch<sup>78</sup>

Basel, den 1. Dezember 1990

Sehr geehrter, lieber Bruder Koch!

Sie haben mir mit Ihrem Brief eine große Freude bereitet, ja eine Wohltat erwiesen. Es kommt nicht eben oft vor, daß auf eine Predigtmeditation von einem Leser, und gar noch einem persönlich unbekanntem, ein Echo zu ihrem Schreiber zurückkommt<sup>79</sup>. Und wenn man dann noch hören darf, daß sie an irgendeinem Ort das rechte Wort zur rechten Zeit gewesen ist, dann ist das die schönste Ermutigung, die es geben kann. Ich danke Ihnen.

Und nun enthält Ihr Brief eine Frage: «Warum gibt Gott dem einen diese Gewißheit, dem anderen nicht?» Selbstverständlich haben Sie diese Frage nicht in der Meinung gestellt, irgendjemand und also z.B. ich könne sie beantworten. Warum? Nein, das kann Ihnen niemand sagen, solche Dinge brauchen wir ja auch nicht zu wissen. Und doch hat mich Ihre Frage veranlaßt, ein wenig darüber nachzusinnen. Darf ich sie einmal umformen: Warum hat Gott Ihnen ein Gemeindeglied gegeben, das in einer so eindrucksvollen Weise Glaubensgewißheit ausstrahlt? Vielleicht dazu, damit Sie eine Zeitlang an einem in Ihrer Sichtweite befindlichen Mitmenschen die ermutigende Bestätigung vor Augen hätten, daß das, wovon Sie Sonntag um Sonntag predigen, entgegen anderslautenden, verbreiteten und sehr naheliegenden Vermutungen die Wahrheit ist. (Eine Ermutigung also von ähnlicher Struktur wie die, die ich soeben von Ihnen empfangen habe.) Warum aber «dem anderen nicht»? Wenn dieser andere wie in dem Fall, von dem Sie sprechen, zufällig Pfarrer ist, so könnte eben das mit seinem Predigtauftrag zu tun haben, damit nämlich, daß die *veritas praedicanda* Mal um Mal dem Wort abzulauschen ist und keineswegs in den Besitz dessen, der das oft genug getan hat, übergeht: die Wahrheit der lebendigen Person Gottes selbst. Ein Zuviel an «Gewißheit» könnte leicht der Tod der Predigt sein. Für den Pfarrer sind solche Gemeindeglieder wie das, von dem Sie sprechen, ein Geschenk für die Gemeinde, möchte ich behaupten, – und sind Pfarrer, die die Gewißheit nicht einfach «haben», sondern Mal um Mal die Hände nach ihr ausstrecken müssen, eine Lebensnotwendigkeit.

Das ist gewiß ein bißchen kühn geredet. Aber Sie verstehen schon, wie es gemeint ist.

Das Altarbild aus Ihrer Kirche – das schöne Dinkelsbühl habe ich vor unendlichen Zeiten einmal auf einer Fahrradtour besucht, das offenbar benachbarte Segringen ist mir dabei entgangen – habe ich heute auf meinen Schreibtisch gestellt. Es wird mich durch die Adventszeit begleiten. Da Sie einer von den wohl nicht mehr vielen sind, denen das Predigen «auch nach dreißig Jahren noch die größte Freude» an Ihrem Beruf ist, gehen Sie mit der kommenden Festzeit sicher auch besonders schönen Wochen entgegen. Das kann ich Ihnen nachfühlen. Ich selber predige selten (dann allerdings sehr gern), weil ich hauptberuflich mit der Herausgabe der Werke Karl Barths beschäftigt bin, wie denn auch meine Adresse die seines letzten Wohnhauses ist. Eine dieser etwas seltenen Predigten<sup>80</sup>, die gerade im Druck erschienen ist, lege ich bei.

Mit herzlichen Grüßen  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## Für Hartwin Meyer-Arndt<sup>81</sup>

(siehe auch Bild 10)

O eile,  
du Eule<sup>82</sup>,  
flugs nach Bremen,  
setz dich mit Hartwin  
ins Benehmen.

Und heile  
(nicht heule)  
mein Gewissen.  
Bin vom Maschinchen<sup>83</sup>  
hingerissen.

Bereit ich  
nun zeitig  
das Getränke,  
dank ich's des alten  
Freunds Geschenke.

Die Gattin  
auch hat ihn  
drum sehr gerne,  
grüßt mit mir dankbar  
aus der Ferne.

*13. Januar 1991*

## An Jürg Geiser<sup>84</sup>

Basel, den 30. Dezember 1991

Lieber Herr Doktor!

Sie selber sind womöglich noch in Salzburg. Aber wenigstens in Ihrem Briefkasten will ich, mit herzlichem Dank für Ihre freundliche Gabe, die versprochene Gegengabe<sup>85</sup> deponieren. Sie sehen vielleicht an der Predigt, auch wenn es aus guten Gründen nicht drinsteht, daß mir der Gedanke «Mozart als Gottesbeweis» gar nicht uneinleuchtend ist. Nur soll man diesen Beweis wohl doch besser nicht *führen* wollen – wie Sie das ja im Grunde auch nicht wollen und dann ein bißchen doch probieren. Mit offenen Ohren, so man sie hat, muß man den «Beweis» *hören*, bei Mozart selbst. Sonst ist gar nichts und jedenfalls nicht Gott bewiesen. Mit dem Wort (der Schrift) ist es ja ebenso: Im Hören ist es vollkommen beweiskräftig; wer aber keine Ohren dafür hat, an dem geht's vollständig vorbei. Warum? Weil der liebe Gott (er wäre sonst ja keiner!) es nicht nötig hat, sich von unsereinem und für unsereinen beweisen zu lassen. Dafür leistet er sich einen unerhörten Luxus, den Luxus Mozart zum Beispiel. Denn er hat's ja auch nicht nötig, immerfort mit den Rechthabern recht zu haben.

Herzlich  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Margret und Ludwig Koenen<sup>86</sup>

Basel, den 25. Mai 1992

Verehrte und liebe Herr und Frau Professor Koenen!

Obwohl für unser Bewußtsein die Begriffe «Amerika» und «Koenen» eine bemerkenswerte Annäherung an die Synonymität erfahren haben<sup>87</sup> – ein Vorgang, der ganz allein auf Ihrer beider Verantwortung geht –, trifft Sie keine Verantwortung für die unmittelbare Folge des Faktors «Amerika», die wir während der ganzen vorigen Woche etwas drastisch zu spüren bekamen und die nun ihrerseits die Ursache davon ist, daß erst heute ein Brief an Sie zu Papier kommt: Die Unterscheidung zwischen Tag und Nacht war bedenklich ins Wanken gekommen, und zwar anders, als das bei Schreibtischmenschen eine gewohnte Erscheinung ist. Der Vorgang hatte eher eine gewisse Ähnlichkeit mit den Folgen eines Schnupfens, bei dem der Geist tropfenweise durch die Nase entweicht. So verweilten unsere Gedanken zwar häufig in Ihrem so eminent gastlichen Hause und abwechselnd damit auf dem Detroitter Flughafen (ich meine die letzten beiden dort verbrachten Stunden), aber sie wollten sich nicht in vernünftige Worte fassen lassen. Indem ich nun in die zweite nach-amerikanische Woche mit dem ernstlichen Vorsatz eintrete, endlich wieder ordentliche Konzentration für meine Arbeit aufzubringen, stelle ich diese fürs erste doch noch einen Augenblick zurück, um Ihnen zu sagen, was ich unter anderen Umständen unbedingt schon vor Wochenfrist gesagt hätte: Es ist «schon kaum unglaublich» (Karl Valentin)<sup>88</sup>, wie Sie uns als bis dahin Wildfremde (immerhin durch unsere Tochter anscheinend nicht ganz unvorteilhaft Introdizierte) in Ihrem Hause aufgenommen haben, noch bevor Sie es selbst wieder betraten, und wie Sie dann, kaum selber wieder daheim, alles ins Werk setzten, um es uns – um uns Amerika – behaglich zu machen, und das unter fast schon überzeugender Vorspiegelung des notorisch falschen Anscheins, als hätten Sie beide außer dem Empfang dieser Fremden – denen Sie ihren Fremden-Status sofort gänzlich nahmen – nahezu nichts zu tun. Und nicht genug damit: Nach zweieinhalb Wochen wiederholte sich das Ganze noch einmal und ließ nicht das mindeste von Abnutzungserscheinungen erkennen. Sollte solche überwältigende Gast-

freundschaft etwas mit amerikanischen Lebensformen zu tun haben, so wäre sie in diesem Fall damit unzulänglich, ja unzutreffend erklärt; denn dazu war neben dem amerikanischen das kölnische Moment<sup>89</sup> zu dominant; und die eingangs genannte Quasi-Synonymität haben wir keineswegs als eine einseitige Annäherung des Elementes «K.» an das Element «A.» erlebt, sondern eher schon umgekehrt.

Unter europäischen Amerika-Reisenden ist es ja nicht unüblich, daß sie nach ihrer Rückkehr die – m.W. etymologisch unaufgeklärte – Wendung «o.k.» in ihren Sprachschatz übernehmen. Das kommt für uns schwerlich in Betracht; aber ich erwäge die Variante «A.K.». Es hat uns sehr beeindruckt, wie Sie beide die Wahrung der Kontinuität zu Ihrer Herkunft und die Einpassung in die Daseinsverhältnisse des anderen Kontinents gemeistert haben oder vielmehr fortlaufend meistern. Und nicht weniger beeindruckt hat uns das, was wir an verschiedenerlei Einblicken in Ihrer beider ausgebreitete Tätigkeit gewonnen haben.

Wir danken Ihnen für dies alles – und für das Vielfältige, was Sie in diesen acht Monaten und schon vorher, damals noch unbekannterweise, für unsere Magdalene getan haben. Ihr hat diese Erweiterung ihres Horizontes sichtlich gut getan. Und in die Geheimwissenschaft der Papyrologie muß sie (ich sage das unautorisiert und in eigener Verantwortung) soviel Einweihung erfahren haben, daß sie – diese Tage war sie stundenlang damit beschäftigt – auch an einem noch so überlegten Lösungsversuch mit jenem methodischen Zweifel, der nach Descartes und nach den in Ihrem Institut hochgehaltenen Prinzipien die Mutter der Wissenschaft ist, so hartnäckig herumdoktert, bis sich dazu wiederum partielle Alternativen ergeben. Möglicherweise ist diesem meinem Brief schon ein Gruß an Sie auf einem unerwarteten Wege zugekommen, nämlich via Bonn. Ich war nicht wenig erstaunt, als sich am vergangenen Donnerstag in meinem Telephonhörer jemand vorstellte: «Klaus Koenen in Bonn» und als dann zwischen diesem Anruf und unserem erst fünf Tage zurückliegenden Aufenthalt in des Anrufers Elternhaus nicht einmal ein Zusammenhang bestand. Vielmehr begehrte der Inhaber jenes mir nun schon so vertrauten Namens nach einem Pap... nein, nicht -yrus, aber immerhin nach einem Papier aus «meinem» Archiv. Er hatte allerdings bei jenem Bonner Professor, der ihn dieserhalb an mich verwiesen hatte, unserem nahen Freunde Gerhard Sauter, bereits erfah-

ren, was für eine frische Erinnerung sich für uns mit seinem Familiennamen verbindet. Ich habe denn auch in kürzester Frist für ihn die Erlaubnis der Barth-Erben erwirkt; und wenn sich nun das Papier als das erweist, was er sich davon erhofft, so wird demnächst im Bonner Iwand-Haus das 1898 von dem zwölfjährigen Karl Barth verfaßte historische Stück «Die Henziverschwörung. Ein Drama aus der Geschichte der Stadt und Republik Bern» seine Uraufführung erleben. Beiläufig stellte sich in diesem Gespräch heraus, daß derjenige unter den Bonner Alttestamentlern, mit denen er am meisten zu tun hat, Horst Seebaß ist, ebenfalls – seit einem Vierteljahrhundert – ein guter Freund von uns. Es gibt doch wirklich kuriose Konstellationen! Sie werden diesem Brief anmerken, daß es mir Vergnügen bereitet, ihn zu schreiben, daß er also insofern eine direkte Fortsetzung unserer Gespräche ist. Doch habe ich oben den Vorsatz erwähnt, nun endlich wieder fleißig zu sein. Es gibt nur noch ein Mittel, meine Glaubwürdigkeit zu retten: Ich muß den Brief beenden. Ich tue es, auch im Namen meiner Frau – Magdalene wird sich in nächster Zeit selber melden – in großer Dankbarkeit und mit

herzlichen Grüßen als  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Heinrich Braunschweiger<sup>90</sup>

(siehe auch Bild 2)

Basel, den 10. Juli 1992

Lieber Herr Braunschweiger!

Sie müssen eine fabelhafte Sekretärin haben, wenn es Ihnen mit deren Hilfe gelungen ist, in so kurzer Zeit eine Reinschrift der drei Kapitel herzustellen!<sup>91</sup> Gestern ist Ihre Sendung hier eingetroffen.

Zu Ihren Fragen und Bemerkungen für heute nur eben folgendes: So zu übersetzen, daß dabei «der Geist und die Eigenart Miskottes nicht mehr so recht zum Klingen kommt», ist natürlich ganz und gar nicht meine Absicht. Im Gegenteil bin ich bemüht, diesen Geist und diese Eigenart so getreu wie irgend möglich in das freilich andere Medium der deutschen Sprache zu übertragen, freilich so, daß das Ergebnis nicht ein schlechteres Deutsch ist als Miskottes Holländisch. Das nämlich würde jene erste und auch in meinen Augen primäre Absicht verderben. Nennen Sie mir aber bitte jeweils solche Stellen, an denen Sie den Eindruck haben, diese primäre Absicht habe zugunsten der allerdings gleichrangigen, aber doch sekundären Schaden gelitten. Solange der Text nicht beim Setzer ist, kann ja immer noch an ihm gebessert werden.

Vielleicht ist der konkrete Fall, den Sie nennen, gleich ein Beispiel für dieses grundsätzliche Problem. Das schöne Wort «vrijmacht» hat mir immer schon, seit ich vor mehr als 30 Jahren zuerst Miskotte übersetzt habe, Kummer gemacht, weil es eben ein deutsches Äquivalent dazu nicht gibt. Selbstverständlich liegt viel mehr darin als in «Freiheit». Das Wort kommt m.W. nur in kirchlich-theologischem Sprachgebrauch vor (übrigens nicht im Bibel-Holländisch der Statenvertaling), ist aber doch immerhin ein Bestandteil der allgemeinen Sprache und nicht eine eigene Wortprägung durch Miskotte. Wenn das Wort in seiner Feder einen spezifischen, nur ihm eigenen Klang gewinnt, dann durch eine unausgesprochene gleichmäßige Betonung der beiden Wortbestandteile, dergestalt, daß gegenüber der bloßen Macht als übermächtiger Gewalt (nach Analogie der Naturgewalt oder des Schicksals) das (personale) Moment der Freiheit einen eigenen, ja den dominierenden Akzent bekommt. Ob das der Fall ist, d.h. ob Mi-

skotte im *Gebrauch* der Vokabel originell ist, kann ich aus mangelnder Übersicht über den allgemeinen theologischen Sprachgebrauch nicht beurteilen. Sicher ist jedenfalls, daß das Wort als solches im Holländischen bekannt ist. Das Wörterbuch gibt als Bedeutung «Allmacht, unbeschränkte Gewalt» an; und das ist ja nun sicher nicht das, was Miskotte in seiner steten Wachsamkeit gegenüber einem «heidnisch»-naturalistischen Verständnis von Gottes Allmacht in das Wort hineinlegt. Mit dem Gedanken, den Sie jetzt vorschlagen –: angesichts der Unmöglichkeit, ein deutsches Wort zu finden, das den sozusagen dialektischen Doppelakzent mit dem Miskotte das Wort gebraucht, wiedergäbe –, sich mit einer quasi-buchstäblichen Übernahme des holländischen Wortes zu behelfen und also von «Freimacht» zu sprechen, habe ich seinerzeit auch gespielt, ihn dann aber doch verworfen. Denn damit handelt man sich eine andere, m. E. empfindlichere Mißlichkeit ein: daß hier nämlich im Deutschen der Eindruck entsteht, der im Holländischen gerade nicht vorliegt, Miskotte führe hier eine eigene Wortschöpfung ein.

In dem vollen Bewußtsein, daß keine Übersetzung ausschöpfen kann, was in dem holländischen Wort mitsamt dem ihm möglicherweise von M. gegebenen spezifischen Akzent liegt, habe ich dann so übersetzt, wie Sie es vor Augen haben, – und bin selber unbefriedigt davon. Ihr Monitum bringt mich auf eine Alternativlösung, die allenfalls in Erwägung zu ziehen wäre: Wäre die relativ eleganteste Lösung am Ende die, daß beim ersten Vorkommen des Wortes im Text eine Fußnote angebracht würde, die das holländische Wort einführt und (etwa im Sinne meiner obigen Darlegung) erläutert, welche durch kein deutsches Wort wiederzugebende Spannweite darin liegt?

Mit herzlichen Grüßen  
Ihr Hinrich Stoevesandt



## Für Werner Blum<sup>92</sup>

Herr Blum hat den Beruf verfehlt,  
das werde ich beweisen.  
Ich mache das nicht mit dem Geld,  
ich meine: mit den Preisen.  
Mit diesen ist der TVZ  
doch ausgesprochen mäßig.  
Manch anderer wählt die Preise fett  
und gibt sich ganz gefräßig.  
De Gruyter, Mohr und Gütersloh,  
die lassen mich erbeben.  
Wie bin ich meines Loses froh,  
mit Werner Blum zu leben!  
Doch der hat den Beruf verfehlt,  
wie ich hier kühn behaupte.  
Ich hab' es eben schon erzählt,  
wo mir's noch niemand glaubte.  
Die Tätigkeit, in deren Geist  
Verleger sich bewegen,  
wie könnt' es anders sein, sie heißt  
natürlich doch: verlegen.  
Wann sank Herr Blum denn je so tief,  
wann ließ er sich so gehen?  
Viel eher im Karl Barth-Archiv  
kann mir es wohl geschehen,  
daß ich ein wicht'ges Dokument  
so endgültig verlegte,  
daß unauffindbar man es nennt  
und sich viel Unmut regte.  
Herr Blum hat das noch nie gemacht,  
das möchte ich beschwören.  
Er gibt auf alles sorgsam acht.  
Doch laßt uns weiter hören!  
Was ist's, das ein Verleger tut,  
wenn er zu Taten schreitet?  
Der Name sagt es kurz und gut:  
*Verlegenheit* bereitet

er rings herum dem Publikum,  
vor allem den Autoren.  
Er macht sie alle stumm und dumm,  
läßt sie vergeblich bohren,  
bis sie verlassen schreckensbleich  
die Stätte des Verlages  
– den Kopf geduckt, die Knie weich –  
die Leute dieses Schlages.  
Verlegenheit, ich sag' es gern:  
in nun bald zwanzig Jahren  
– ich komme zu der Sache Kern –  
hab' ich noch nie erfahren,  
sooft ich auch nach Zürich fuhr,  
um ihn dort zu besuchen.  
Von solchen Dingen keine Spur,  
nicht *einmal* muß' ich fluchen.  
Wahrhaftig, in Verlegenheit  
wollt' er mich niemals bringen,  
Im Gegenteil, zu jeder Zeit  
– ich könnte davon singen  
manch heitres Lied zu seinem Ruhm –  
gerieten zum Genusse  
die Stunden mir mit Werner Blum  
in einem einz'gen Flusse.  
Er ist ein Vierunddreißiger,  
drum wird er heute sechzig.  
Und ich, nur um so fleißiger  
nach solchen Stunden lechz' ich.

*Zum 2. Juli 1994*

## Für Christine und Beat Senn<sup>93</sup>

(siehe auch Bild 14)

Wie die Lärche mit der Fichte –  
zweierlei verschiednes Holz –,  
wenn den Blick ich darauf richte,  
scheinbar ganz in eins verschmolz<sup>94</sup>:

Also, dünkt mich, wenn ich sichte  
dieses Schauspiel der Natur  
und es klar genug belichte  
auf der Stierva-nahen Flur,

Gibt es mir zu dem Gedichte  
für des Gästebuches Blatt  
wohl ein Gleichnis der Geschichte,  
die sich zugetragen hat.

Nichts davon, daß gar vernichte  
hier ein Baum des andern Kraft,  
nichts davon, daß er verzichte  
auf des andern Nachbarschaft!

Kurz war sie, doch von Gewichte,  
die uns diesmal ward zuteil.  
Dem getrüben Augenlichte  
wünschen wir: Bald werd es heil!

*15. August 1994*

## An Martin Schmidt<sup>95</sup>

*Basel, 20. Dezember 1994*

Lieber Herr Schmidt!

Sollen wir – sollen wir nicht? – nämlich uns auch noch in Ihre (hoffentlich nun einmal ein bißchen störungsfreien) Feiertage drängen, nachdem wir uns in die übrigen Tage, Wochen, Monate Ihres Jahres schon so sehr hineingedrängt haben, wie man es kaum noch verantworten kann? Diese Frage hat uns beschäftigt, und sie blieb eine Weile unentschieden.

Sollen wir? Wir tun es einfach! Denn jedes Zusammensein mit Ihnen, ob in der Schmiedenzunft<sup>96</sup> oder in unserem Hause, ist von so selbstverständlicher, heiterer Gelöstheit erfüllt, daß einem alle etwaigen Vorsätze einer Gewissenserforschung der angedeuteten Art immer erst hinterher wieder einfallen. Kurz, es läßt sich eben nichts dagegen tun, daß frohe und dankbare Gedanken an Sie uns selber gerade auch durch die Weihnachtstage begleiten werden. Und dann gibt es keinen Grund, Sie das nicht auch ausdrücklich merken zu lassen. Honeggers «Liturgique» wird Ihnen vertraut sein. Aber hier dirigiert sie Paul Sacher, dessen Name im Stammbaum des NBK<sup>97</sup> nun einmal ebensowenig zu löschen ist wie alles das, was uns mit diesem grand old man verbindet. Dank dieser Genealogie sind nun auch Sie in eine Art Verwandtschaft mit ihm eingetreten. Er weiß es nicht, aber wir machen ihn einfach zum Überbringer unserer dankbaren Gedanken und guten Wünsche für ein frohes Weihnachtsfest.

Herzlich grüßen Sie  
Ihre Elisabeth und Hinrich Stoevesandt

## An den Neukirchener Verlag

Basel, den 7. Januar 1995

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ihr Computer hat, wie man mit Recht von ihm erwarten darf, ein weit- aus besseres Gedächtnis als ich. So war ihm im Dezember 1994 noch ohne weiteres ge-genwärtig, daß ich den Band EKK XXII, den Kom- mentar zum Judas- und zum 2. Petrusbrief von A. Vögtle, im Dezem- ber 1993 schon einmal bestellt hatte, nachdem ich aus Ihrem dama- ligen Katalog geschlossen hatte, der Band sei bereits 1993 erschienen oder werde spätestens Anfang 1994 erscheinen. Ich dagegen hatte im Dezember 1994 keinerlei Erinnerung an diesen 361 Tage zurücklie- genden Vorgang.

Der andere markante Unterschied zwischen Ihrem Computer und einem nicht nur denkenden, sondern auch fühlenden Lebewesen be- steht darin, daß er, wiederum von seinem Standpunkt aus mit Recht, sich nicht darüber zu wundern vermag, daß ein und derselbe Mensch ein Buch, das er vor einem Jahr schon einmal bestellt hat, aber bis- her nicht erhalten konnte, 12 Monate später noch einmal bestellt. Die Überlegung, was dieser Mensch wohl mit zwei Exemplaren eines Kom- mentars über zwei biblische Bücher, die überdies nicht zu den am häufigsten benutzten gehören, anfangen könnte, liegt ihm begreifli- cherweise fern.

Sie aber, verehrte Damen und Herren, werden sich – nachdem es mir hoffentlich gelungen ist, sich in die Lage Ihres Computers zu ver- setzen – leichter als er in die meinige versetzen können und infolge- dessen meiner Frage Verständnis entgegenbringen: Darf ich Ihnen ei- nes der beiden Exemplare zurückschicken? Wählen Sie, falls Sie diese Frage bejahen können, bitte selber aus, ob Sie lieber das 34,10 oder das 37,20 Mark teure Exemplar erneut verkaufen möchten.

Betrübt, daß ich *Ihnen* durch meine menschliche Schwäche Mühe  
bereite, grüße ich Sie freundlich,  
Ihr Hinrich Stoevesandt

Anlage: Kopie Ihrer Rechnung

## An Walther Krause<sup>98</sup>

Basel, den 5. September 1996

Verehrter Herr Krause!

Erst bei der Lektüre Ihres Briefes und seiner Beilagen – für alles vielen Dank! – kam mir so richtig zum Bewußtsein, auf was ich mich bei meiner raschen telephonischen Zusage<sup>99</sup> eingelassen habe. Du lie- be Zeit, der Gedanke, daß meine Person zu einem Gegenstand öffent- lichen Interesses werden könnte, ist vor Ihnen noch keinem Menschen gekommen, mir selber schon gar nicht. Der «Zug am Glockenseil»<sup>100</sup>, der Ihnen in die Hände gefallen ist und Ihnen diesen Gedanken sug- geriert hat, ist wohl so ziemlich die einzige unter meinen Veröffentli- chungen, die allenfalls ein breiteres Publikum ansprechen könnte. Und das meiste, was ich sonst geschrieben habe, steckt – in der Regel als aus meiner Feder stammend gar nicht kenntlich – in unzähligen Fuß- noten in den bisher 28 Bänden der Barth-Ausgabe, wie ich denn auch den größten Teil meiner Lebenszeit ganz friedlich hier an meinem Schreibtisch verbringe. Was werden Sie mit dieser Situation wohl an- fangen? Nun, *pacta sunt servanda*; ich schreibe Ihnen das nicht, um meine Zusage nachträglich fraglich zu machen, wohl aber um Sie ein bißchen zu warnen vor dem, was Sie erwartet, wenn Sie mit mir vor einem Mikrophon sitzen – und schon vorher, wenn Sie sich wirklich der Mühe einer ausführlicheren Stoevesandt-Lektüre unterziehen wollen.

Sie haben, was die Belieferung mit diesbezüglichem Futter betrifft, um ein größeres Quantum gebeten und ausdrücklich sogar die Dis- sertation einbezogen, in die ich selbst seit der Drucklegung vor 27 Jahren keinen Blick mehr geworfen habe. Hier also ist sie – und sonst alles mögliche, wovon sich ohne viel Suchens Duplikate fanden. Ma- chen Sie damit, was Sie wollen; und was Ihnen keinen Spaß macht, legen Sie einfach beiseite!

Die Leihgabe schicke ich mit Dank zurück. Diese und der gedruck- te Text ei-ner anderen Sendung samt den bestürzenden Dokumenten dessen, was sie ausgelöst hat, sind zwei eindruckliche Exempel der «Zwischentöne». Daß der meine, wenn er denn tatsächlich laut wer- den soll, gelinde gesagt von sehr anderer Art sein wird – den Zwischen-

tönen gegenüber noch einmal ein Zwischenton –, das war Ihnen ja gewiß schon klar, bevor Sie mich anriefen.

Wenn nicht das Datum vom 1. November noch verschoben werden müßte, brauchen Sie sich mit der Mitteilung der Uhrzeit, die man Ihnen beim Radio-Studio einräumt, nicht zu beeilen. Ich wiederhole aber die Einladung, daß Sie, bevor wir uns dann in das (benachbarte) Radio-Gebäude begeben, hier einmal hereinschauen, wo Karl Barth während der letzten dreizehn Jahre seines Lebens gewohnt hat. Auch wenn Sie mir dann (leider) noch nichts davon erzählen wollen, wie Sie sich den Gesprächsverlauf denken, ist es doch wohl gut, wenn wir uns nicht vor dem Mikrophon erstmals von Angesicht erblicken. Schließlich: Ich habe Ihnen einen Gruß von meiner Schwester Klara in Osnabrück auszurichten. Sie ist, wie ich erst jetzt erfuhr, eine regelmäßige Hörerin Ihrer Sendungen und hat Ihnen nach einer davon, deren arg feministische Töne sie zugleich amüsiert und verdrossen hatten, einen Brief geschrieben, der Ihnen offenbar gefallen hat.

Mit freundlichen Grüßen an Sie, den vorläufig Unbekannten  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## Für Michael Landwehr<sup>101</sup>

Herr Landwehr – ja, für welches Land wird er sich wehren?  
Für jedes, denk ich, könnt' damit Karl Barth er ehren.  
Von ihm am allermeisten läßt er sich belehren.  
Ein Leben lang wird er von seinen Werken zehren.  
Dreiviertel Jahre dient' er seinem Nachlaß – wären  
es dreißig Jahre, würde ihn auch das nicht stören.  
Er wirbt für Barth, wo immer man auf ihn mag hören.  
Gesellschaftsgründer<sup>102</sup> ist er, läßt sich's nicht verwehren,  
Zitatensucher auch: am liebsten würd' er kehren  
in jedem Winkel jeder Bibliothek und schwören,  
daß er nicht ruht und rastet, ehe alle hehren  
Autoren ihr Geheimnis lüften und die schweren  
Probleme länger ihrer Lösung nicht entbehren.  
Das Barth-Archiv wird leider nächstens sich entleeren<sup>103</sup>.  
Herr Landwehr macht den Anfang, doch er wird vermehren  
das Echo Barths und Dutzende zu ihm bekehren.

*Basel, den 27. August 1997*

## An Ulrich Köpf<sup>104</sup>

*Hämlismatt, den 3. Dezember 1997*

Lieber Ulrich!

Es fehlt nicht mehr viel an einem Vierteljahr, in dem Du ohne Dank geblieben bist auf Deinen so reizenden Brief zu meinem Geburtstag, dem dann ein paar Wochen später noch Deine schöne Karte aus dem Tessin gefolgt ist – so wie ich auch sonst mit dem Beantworten von Geburtstagspost so im Rückstand bin wie noch nie. Vielleicht wäre es damit nicht so schlimm geworden, wenn Deine guten Wünsche für den uns damals gerade bevorstehenden großen Wechsel nicht Tag für Tag so glänzend in Erfüllung gingen. Wir haben mit dem im Sommer blitzschnell vollzogenen Kauf der Wohnung an der Dittingerstraße eindeutig das große Los gezogen. (Als Anton Drewes sie zum erstenmal, noch in leerem Zustand, sah, erklärte er spontan, es sei ein Fehler, daß er nicht gleich als Ruheständler nach Basel ziehe!) Kurz, Ihr müßt Euch das unbedingt einmal anschauen, was sich leider nicht ohne eine mehrstündige Reise bewerkstelligen läßt. Und die Stunden sind bei Euch rar, die Zeit «zerrinnt zwischen den Fingern», wie Du schriebst.

Das zu tun hat sie bei uns auch noch nicht aufgehört. Elisabeth ist rastlos damit beschäftigt, alles noch etwas wohnlicher zu machen, als es sowieso schon ist – wozu gelegentliche Hilfsdienste auch von mir nicht unwillkommen sind; und mich hält das Aufarbeiten von während der Umzugszeit Versäumtem in Atem: bei drei Bänden der Barth-Ausgabe, die noch unter meiner Verantwortung erscheinen, habe ich Korrekturen zu lesen. Diesen heterogenen und beiderseits noch etlichen anderen Aufgaben haben wir gestern ein Schnippchen geschlagen und sind für drei Tage auf die Hämlismatt entwischt – eine Möglichkeit, die uns jetzt eigentlich gar nicht mehr so nötig ist wie bisher und die wir uns doch leichter verschaffen könn(t)en.

Hier nun habe ich endlich den schönen Aufsatz gelesen, den Du mir auf den Geburtstagstisch gelegt hast: über die «Produktive Christusfrömmigkeit»<sup>105</sup>. Höchst lehrreich, hatte ich mir doch über die eigentümlichen Erweiterungen der Passionsgeschichte, denen man gelegentlich in der bildenden Kunst begegnet (die literarischen Sei-

tenstücke waren mir alle unbekannt), niemals Rechenschaft zu geben versucht. Unglaublich die Gelehrsamkeit, mit der Du das alles zusammengetragen und den Werdegang erhellt hast! Mein Dank ist spät, aber herzlich.

Übrigens veranschaulicht dieses Muster – als eines unter vielen – sehr deutlich, was das «Zerrinnen der Zeit zwischen den Fingern» bei Dir bedeutet. Wenn sie anderen Leuten zerrinnt, ist nachher nichts da. Bei Dir ist das Gegenteil der Fall. Und das bei ständiger Beanspruchung durch Lehre und Verwaltung – und bei schier niemals stabiler Gesundheit! Ich komme mir daneben wie ein rechter Faulpelz vor, der obendrein auch noch physisch so begünstigt ist.

Elisabeth sitzt mir gegenüber und schreibt an Antje vermutlich manches, was meinen etwas summarischen Bericht ergänzt.

Ich grüße Euch beide aufs herzlichste.

Dein / Euer Hinrich

Basel, den 7. März 1998

Lieber Horst!

Mit bemerkenswerter Treffsicherheit habe ich von zwei schlechten Möglichkeiten die schlechtere gewählt, und das in der guten Absicht, beiden zu entgehen. Das hätte bedeutet, von Deiner so hochgeschätzten – ja: *Weihnachtsgabe* erst einen leidlich charakteristischen Eindruck gewinnen und diesem dann in einer zumutbaren Frist in der doppelten Spontaneität des Beschenkten und Belehrten Ausdruck geben. Hätte ich doch lieber gleich zu der zweitschlechtesten Möglichkeit gegriffen und mich von der ersten, durch die sofortige Enthüllung des Päckchens ausgelösten Spontaneität tragen lassen, so inhaltsarm dann der Dank auch ausgefallen wäre! Aber da kam mir die Illusion in die Quere, deren allmähliche Entblätterung sozusagen das Haupterlebnis der letzten fünf Monate ist: die Illusion, ein Ruheständler könne mit den (leider auch in diesem angenehmen Stande immer noch bloß 24) Stunden des Tages machen, was er will! Ja, so etwas bildet man sich ein, und manchem mag es auch wirklich so gehen. Pure Illusion in meinem Falle! Da lagen dann unversehens drei Bände der Barth-Ausgabe, für die ich noch die redaktionelle Verantwortung trage, in Druckfahnen auf meinem Tisch und erforderten sorgfältige Aufmerksamkeit. Und ... die weitere Aufzählung könnte Dich nur langweilen. Jedenfalls: das am wenigsten Erwünschte trat ein und wurde von Woche zu Woche ärgerlicher: Ich hatte weder gleich geschrieben noch für einen substantielleren Schrieb die Voraussetzungen geschaffen, und ich stand vor der peinlichen Tatsache, daß ich eben die schlechtere der beiden schlechten Möglichkeiten realisiert hatte.

In nicht einmal mehr ganz 14 Tagen werden wir uns sehen. Damit ich Dir aber unter die Augen treten kann, will ich mich nun endlich melden, auch wenn ich von Deinem uns so liebenswürdig dedizierten Abraham-Kommentar<sup>107</sup> nun erst – zwar nicht mehr gar keinen, aber doch lediglich einen sehr, sehr partiellen Eindruck habe gewinnen können: um es so ehrlich wie genau zu sagen: von S. 1 bis 22 oder von Gen. 11,27 bis 12,8. Daß ich von diesem nun wiederum nur ä-

berst dilettantenhaft reden kann, wird Dich ebensowenig überraschen wie mich die geballte Gelehrsamkeit auf Deiner Seite, die einem daraus entgegentritt. «Die Arbeit vieler Wissenschaftler zu den Details» (S. 21), der Du offensichtlich nach bewundernswert gründlicher Kenntnisnahme und Stück für Stück vollzogener Sichtung mit einer Mischung von dankbarer Belehrtheit und nicht ganz überwundener Skepsis hinsichtlich ihrer jeweiligen Ergiebigkeit gegenübersteht, solide eigene Teilnahme an dieser Arbeit bei gleichzeitiger zielsicherer Wahrung der Blickrichtung auf das «Worumwillen» des ganzen riesigen Aufwandes an Detailuntersuchung – das sind so Stichworte, die meinen Eindruck umkreisen. Oder einfacher gesagt: Da ist ein Bastler am Werk, dem das Handwerk selber Spaß macht, ein auch ein bißchen amüsiertes Zuschauer des sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortschreitend spezialisierenden Selbstläufers «Wissenschaft», der auf keinen Fall ein Spielverderber sein will, womit er riskieren würde, aus der Runde auszuschneiden, und in Personalunion mit beiden ein Theologe, dem es gar nicht einfällt, sich durch alles das so imponieren zu lassen, daß er plötzlich selber keiner, kein Theologe, mehr ist. Oder noch einfacher und kürzer: Horst, wie er leibt und lebt! Ich bin nun höchst gespannt, wie er es Abram und Saraj in ihrer prekären Lage in Ägypten ergehen läßt. Aber wenn ich das und dann mit derselben Spannung auch noch weiteres in Erfahrung bringen wollte, müßte ich Dir plötzlich doch noch so unter die Augen treten, wie es nun eben nicht sein darf.

Bis bald!

Nicht mehr ganz so zerknirscht, vorfreudig, herzlich

Dein / Euer Hinrich

## An Arndt Ruprecht<sup>108</sup>

*Basel, den 7.12.1998*

Lieber Herr Ruprecht!

Es macht mir erhebliche Schwierigkeiten, Sie mir als Septuagenarius vorzustellen, doch verlangen die kahlen Daten, daß ich's tue. Warum ist es so schwer? Es hängt wohl damit zusammen, daß unsere Bekanntschaft, ohne daß ich ihren Anfang genau datieren könnte, mittlerweile schon etwas mehr als die Hälfte Ihrer bisherigen Lebenszeit umfaßt, aber wahrhaftig noch keine Abnutzungserscheinungen erkennen läßt. Darf ich sagen: im Gegenteil? Das unterscheidet sie markant von so manchem anderen, was in diesen dreieinhalb Jahrzehnten gekommen und gegangen ist, beispielsweise dem, was in jener Anfangszeit einmal das Thema eines Vor- oder Nachmittags war. Erinnern Sie sich? Ihre Stellung im Verlag glich ungefähr der, in die erfreute Augen älterer Herren wie die meinen jetzt Ihre treffliche Tochter hineinwachsen sehen; ich amtierte in Göttingen als Repetent. Irgendwie waren Sie auf mich als einen jungen Mann, der sich gelegentlich mit dem Übersetzen aus dem Holländischen abgab, aufmerksam geworden und hatten mich in diesbezüglichen Geschäften an die Theaterstraße eingeladen. Wir müssen wohl auf Anhieb eine Art Gefallen aneinander gefunden haben. Sie entdeckten bald meine Wißbegier hinsichtlich des Weges vom Manuskript zum gedruckten Buch und veranstalteten eigens für den Göttingen bereisenden Ferdinand Hahn und mich eine Druckereiführung, bei der ich bewundernd einem an einer mir mächtig imponierenden Maschine tätigen Hexenmeister über die Schultern schaute und den Fall von blitzartig in Blei gegossenen Buchzeilen in einen entsprechenden Rahmen beobachtete. Wer hätte damals geahnt, daß der ehrenwerte Beruf des Setzers zwanzig Jahre später ausgestorben und jene hochmodernen Maschinen museumsreif geworden sein würden? Wir kannten ja noch nicht einmal das wenig später wahre Orgien von kollektiver Trunkenheit auslösende Zauberwort «Innovation».

Nun beschleicht mich bisweilen der Gedanke, Menschen Ihres und meines Schlages möchten, ohne dessen so recht gewahr zu sein, unterdessen selber museumsreif geworden sein – was angesichts der noto-

rischen Anziehungskraft von Museen ja auch wieder seinen Reiz haben könnte. Doch braucht beides – die mögliche Richtigkeit der Diagnose «museumsreif» sowohl wie die Frage nach dem Reiz dieses Attributs – nicht unsere Sorge zu sein. Die tieferen Gründe für die Freiheit von solcher Sorge liegen zweifellos noch anderswo als in gewissen bodenständigen Eigenschaften jenes Menschenschlages, in den Sie und mich zusammenzurechnen ich mir eben erlaubt habe, und zwar auf einem Gebiet, auf dem wir im Lauf der weiteren dreieinhalb Jahrzehnte unter müheloser Überschreitung unerheblicher theologischer Schuldifferenzen wichtigere Gemeinsamkeiten als solche des «Schlages» entdeckt haben und die spontane gegenseitige Wertschätzung sich zunehmend konsolidiert hat.

Indem ich das ein bißchen reflektiere und mir diese und jene Episode aus diesen Jahrzehnten vergegenwärtige, weicht allmählich die eingangs genannte Schwierigkeit. Ja, doch, es hat schon seine Richtigkeit damit, daß Sie übermorgen siebzig werden und ich Ihnen in nicht allzu großem Abstand dann auch einmal folgen werde. Woher nähme ich sonst den Stoff für die Dankbarkeit, mit der ich auf so viele Begegnungen und auf manche gute Zusammenarbeit zurückblicke? Daß die Begegnungen, wenigstens die physischen, etwas rar geworden sind, empfinde ich als ausgesprochen bedauerlich. Um so mehr freue ich mich auf den 23./24. Februar – in der Hoffnung, daß die Zusammenkunft des weiteren GPM<sup>109</sup>-Herausgeberkreises auch zu einem Wiedersehen mit Ihnen ausreichende Gelegenheit bieten wird.

Möge der Mittwoch dieser Woche ein wolkenlos schöner Tag für Sie und die Ihren werden! Meine Frau und ich grüßen Sie und Ihre liebe Frau herzlich in alter Verbundenheit.  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Joachim Latacz<sup>110</sup>

*Basel, den 15. März 1999*

Lieber Herr Professor Latacz!

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief an meine Frau und für die großzügige Übernahme der Kosten, die jener Herr Sütterlin – offenbar unerwartet – noch zusätzlich in Rechnung gestellt hat!<sup>111</sup>

Selbstverständlich pflegt meine Frau an sie gerichtete Briefe sonst selbst zu beantworten. Daß ich diese Aufgabe in diesem Fall an mich reiße, hängt mit meinem strikten Beobachterstatus hinsichtlich eines von Ihnen erwähnten Phänomens zusammen: daß der «Drucker» – einst (aber das war zu unseren Lebzeiten, was sage ich, es war fast noch gestern) ein ehrenwerter Beruf, heute degeneriert zu einem störrischen Apparat, den man kaufen kann und nach wenigen Jahren verschrottet –, daß also der aus unserem Haus in das Ihre übergegangene «Drucker» in schroffem Widerspruch zu seinen bisherigen Gewohnheiten nur mit Verzögerung tut, was er soll. Meine Frau findet darin analoge Erfahrungen auf angrenzenden Gebieten bestätigt, ich dagegen ein durch Beobachtung von Fremd-erfahrungen genährtes, liebevoll gehätschelt Vorurteil wider die Arbeitskräfte wegrationalisierende, ganze Berufe obsolet machende, materialvergeudende, Geistesmenschen in niedere Dienste zwingende und für ihren Triumph durch höhnischen Schabernack schadenfroh sich rächende Technik unseres gloriosen Jahrhunderts. Die Gelegenheit, dies einem mutmaßlich Gleichgesinnten gegenüber auszusprechen, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Doch weil Sie ganz und gar nicht zu denen gehören, denen ich es, meinerseits schadenfroh, richtig gönne, ihren Aberglauben an den unaufhaltsamen Fortschritt schmerzhaft ausbaden zu müssen – Sie sind über den Verdacht solchen Aberglaubens unbedingt erhaben –, wünsche ich Ihnen einen gründlichen Sieg über jene Unbilden und auf die Dauer die erhoffte Arbeiterleichterung durch den eigenwilligen Sklaven.

Herzliche Grüße, auch von meiner Frau!  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## An John Flaig<sup>112</sup>

(siehe auch Bild 13)

*Basel, den 13. April 1999*

Lieber John!

Daß Du am 3. Februar siebzig Jahre alt geworden bist, weiß jeder – oder wenigstens fast jeder. Zu den Ausnahmen gehört jener Journalist, der es versäumt hat, einen entsprechenden Panegyricus in die Basler Zeitung zu setzen. Und leider gehören in eingeschränktem Sinn auch wir dazu, die wir es zwar durchaus wissen, aber im entscheidenden Moment nicht daran gedacht haben. Aber niemand, der es nicht ausgerechnet hat – wahrscheinlich nicht einmal Du selbst – weiß, daß Du morgen, am 14. April, siebzig Jahre und siebzig Tage alt wirst. Dabei ist das, finde ich, eigentlich das viel bemerkenswertere Datum, und wir können uns überdies in der Hoffnung wiegen, daß wir die einzigen sind, die Dir zu diesem Tage gratulieren.

Er zeichnet sich, nehme ich an, vor dem 3. Februar nicht nur durch seine größere (und auf Euerm Landsitz natürlich besonders spürbare) Frühlingnähe aus, sondern auch dadurch, daß Du im Februar den Übergang von der vita activa in eine bekömmliche Form von vita contemplativa oder auch, noch besser, in eine schmackhafte Mischung beider Lebensformen gerade erst probtest, während Du jetzt bereits über einen siebzigjährigen Erfahrungsschatz verfügst. Ob die bisherige Summe dieser Erfahrung wohl ebenso wie bei mir darin besteht, daß es ein ganz eigentümlicher Genuß ist, einen Beruf, den man stets sehr gern ausgeübt hat, jetzt nicht mehr auszuüben? Soviel Paradoxie und doch ohne Widerspruch: dazu gehört wohl eine Portion Weisheit, die einem eben als Siebzigjährigem zufällt – so daß ich mich fragen muß, woher ich sie denn eigentlich schon habe. Antwort (versuchsweise): Wir hatten mit den anderthalb Jahren in dieser schönen, mit Deiner Hilfe bezogenen Wohnung schon fast neunmal soviel Gelegenheit zum Erproben der neuen Existenzform wie Ihr mit Deinen siebzig Tagen.

Langeweile, da bin ich ganz sicher, hast Du noch keine Minute lang erlitten. Eine Gefahr dieser Art kann ich, wenn ich an Dich denke, auch für die Zukunft nicht ausmachen. Von Grämlichkeit, der ande-



ren Ruheständlergefahr, sehe ich Dich ebensowenig bedroht. Also denn: Die Chance ist groß, daß das achte Lebensjahrzehnt im Vergleich mit seinen Vorgängern das schönste wird. Mit diesem Wunsch grüßen wir Dich samt Béatrice herzlich.

Deine Elisabeth und Hinrich

## An Eberhard Busch<sup>113</sup>

*Basel, den 13. Dezember 2000*

Lieber Eberhard!

Mit vor dreifachem Erstaunen weit aufgerissenen Augen sah ich heute in der Basler Zeitung, im Inlandsteil seltsam, aber besonders auffällig placiert, (1) einen ausführlichen Artikel über einen Band der Barth-Gesamtausgabe<sup>114</sup> (dergleichen hat es seit Menschengedenken nicht gegeben), (2) über einen erst vor wenigen Wochen erschienenen, zu dessen Lektüre ein langsamer Leser wie ich Monate benötigt hätte, (3) und dies aus der Feder eines Autors im fernen Göttingen: aus Deiner Feder. Bevor ich aber dem Glauben an dreifache Hexerei weiter nachhänge, gehe ich gleich dazu über, Dir für dieses Prachtstück von einer Rezension zu danken. Das hast Du meisterhaft gemacht: einen sehr unmittelbaren Eindruck von der Vielfalt des heterogenen Stoffes vermittelnd, durch äußerst geschickt gewählte Kostproben Leseappetit (speziell baslerischen solchen) anregend, taktvoll auch für die delikate private Seite der Sache sehr viel eher Verständnis und Sympathie als Sensationslust stimulierend – und was dergleichen noch mehr zu sagen wäre. Bene, optime! Vielleicht hast Du gehört, daß im Januar im Rahmen der Münstergemeinde eine öffentliche Vorstellung des Bandes stattfinden soll. Nachdem Du schon so viele Rosinen herausgepickt hast, werden die Leute einige davon ein zweites Mal genießen müssen und vermutlich mit Vergnügen genießen. Aber der Band ist ja reich genug, daß man sie auch noch überraschen kann.

Hättest Du nicht heute in der «BaZ» geprangt, so hätte ich auch ohne diesen unerwarteten Anlaß wahrscheinlich heute einen längst gefaßten und jüngst neuerlich akut gewordenen Vorsatz verwirklicht und Dir endlich geschrieben. Laut dessen, was Elisabeth am letzten Mittwoch oder Donnerstag von Beate gehört hat, hätten wir irgendwann in den letzten Tagen einen Anruf aus der Nähe, wenn nicht geradezu einen Besuch von Dir erwarten dürfen, wie Du auch umgekehrt über mein Mißgeschick mit dem gebrochenen Oberschenkelhals unterrichtet bist. Gut möglich, daß Du's am Telephon (hoffentlich nicht geradezu an der Haustür) probiert und niemanden angetroffen

hast. Ich war nämlich so waghalsig, auf meinen Krücken humpelnd und auch sonst hart bis an die Grenzen meiner gegenwärtigen Möglichkeiten gehend an drei Proben für ein musikalisches Großereignis teilzunehmen: Ca. 15 der seriösen Basler und Baselbieter Chöre werden gemeinsam (schon das ist ein schlechterdings einmaliges Vorkommnis) am 11. Januar die Achte Symphonie (die «der Tausend») von Gustav Mahler aufführen und damit das Jubiläumsjahr (Basel 500 Jahre in der Eidgenossenschaft) eröffnen. Um das vergangene Wochenende herum gab es erstmals – und zugleich letztmals vor dem Probenmarathon Anfang Januar – gemeinsame Proben der singenden Massen, die ich partout nicht versäumen wollte.

Beim Austausch der Erfahrungen mit blessierten Ehemännern hat Elisabeth von Beate gehört, daß bei uns beiden auch der nächtliche Schlaf tangiert war. Das galt, was mich betrifft, zur Zeit des Telephons unserer Frauen noch durchaus, hat sich aber seither gebessert. Und im übrigen muß ich mich damit zurechtfinden, für eine Weile von nicht genau abzuschätzender Dauer aus dem Verkehr gezogen zu sein.

Aber was sind das für Töne! Verscheuchen wir alles Lästige und Widrige und erinnern uns lieber, daß Weihnachten vor der Tür steht und allen Befindlichkeiten so turmhoch überlegen ist wie nur eh und je! Und aus dem Gedanken, daß andere rüstig am Werk sind, auch wenn man seinerseits keines verrichten kann, läßt sich auch allerlei Erbauliches ableiten.

Unsere besten Wünsche und herzlichen Grüße an  
das ganze Haus Busch!  
In alter Verbundenheit stets Dein Hinrich

## An Caren Algner<sup>115</sup>

(siehe auch Bild 15)

Achtung! Bitte nicht Anstoß nehmen an der Schreibmaschine! Die ist zwar ein für diesen Zweck besonders unpassendes Gerät. Aber die Hände sind vom Halten der Krücken so angestrengt, daß der ohnehin niedrige Grad der Lesbarkeit ihrer Erzeugnisse noch ein-mal gesunken ist. Und auch das Schreiben selbst wird durch diesen vorübergehenden Notbehelf ein bißchen einfacher.

*Basel, den 14. Dezember 2000*

Liebe Caren!

Jetzt kommt er doch noch zu Dir. Am Münsterfest wolltest Du ihn ja gleich haben, und dann gewann ihn irgendjemand anders.<sup>116</sup> Aber unterdessen hatte er sich, Eventualitäten dieser Art vorausahnend (seinesgleichen kann das glatt!), für alle Fälle mit einigen Doppelgängern eingedeckt. Und daß einer von diesen sich jetzt auf den für Geschöpfe seiner Art überhaupt nicht beschwerlichen Weg ins halbwegs ferne Mettmann<sup>117</sup> macht, das ist außer seinem eigenen entschlossenen Willen einer Mit-Initiative Deines Vaters, Deiner Stiefmutter und von uns hier zu verdanken. Dein Vater, vielmehr deine Stiefmutter hatte Bedenken, ob der Transfer ein Vierteljahr vor Deinem nächsten Umzug wohl eine vernünftige Handlung sei. So kann man natürlich mit Grund fragen. Aber gelten für *ihn* etwa die kommunen Gesetze der Vernunft? Und einem Gefährt in Möbelwagenfunktion ist es schließlich egal, wieviel es zu transportieren bekommt. Er seinerseits ist entschlossen, Dich fortan auf alle Umzüge, die Dir noch bevorstehen mögen – und irgendwann, vielleicht doch schon in unferner Zukunft, wird die Folge der Umzüge auch wieder aufhören –, zu begleiten. Und er will jetzt auf keinen Fall warten, hat er doch in seiner weihnachtlichen Hochsaison außer den himmlischen auch einen Sack voll irdischer Grüße zu überbringen, wofür er auch den – wenigstens imaginären – kleinen Umweg über Leverkusen<sup>118</sup> gern in Kauf nimmt.

Aber das alles macht er nebenbei, wie er denn auch nur beiläufig an seinen angestammten Platz an der Münsterfassade erinnert. Schließlich kann er sich darauf verlassen, daß Du Dich auch ohne

solche Nachhilfe selbst erinnerst. Die Hauptsache vergißt er über irdischen Nebengeschäften nie: daß das, was er zu sagen hat, direkt vom Himmel kommt. Nach Mettmann kommt's ganz bestimmt auch, und dabei darfst Du sogar ein bißchen mithelfen.

Wir grüßen Dich aufs herzlichste  
Deine Elisabeth und Hinrich

## An Hans de Knijff <sup>119</sup>

*Stierva, den 5. August 2001*

Lieber Hans!

Du hast mir bestimmt in einem halben Jahrhundert noch nie einen so ausführlichen und inhaltlich so schwergewichtigen Brief geschrieben wie am 3. Juli dieses Jahres. Er hört nicht auf, mich zu beschäftigen. Daß ich ihn wiederum brieflich in auch nur ansatzweise adäquater Form beantworte, erwartest Du erklärtermaßen nicht von mir. Aber einen Dank dafür, daß Du Deine Gedanken und bohrenden Fragen so vor mir ausgebreitet hast, will ich doch wenigstens zu Papier bringen, bevor ich dann in Basel wieder in allerlei Arbeit untertauche.

Es geht in Deinem Brief in erster Linie um Barth als den einen großen Lehrer, von dem wir beide herkommen, in dessen Umkreis wir uns gefunden haben und der uns beide geprägt hat. Und so geht es zugleich um uns selbst und die gewiß unterschiedliche Art, wie wir mit unserer gemeinsamen Prägung unsere theologischen Wege gegangen sind.

Um so schöner ist es, daß wir in der Sicht des Trümmerhaufens, in den sich seit der Zeit unserer Jugend und unserer Lehrer vor unseren sehenden und entsetzten Augen die europäische Kultur und Lebenswelt verwandelt hat, völlig übereinstimmen. Deine Diagnose dessen, was da in den wenigen Jahrzehnten, die wir miterlebt haben, kaputtgegangen und kaputtgemacht worden ist, teile ich ganz. Ob Barth davon, hätte er es auch erlebt, so überrascht gewesen wäre, wie Du annimmst? Das glaube ich eher nicht. Und ob es ihn veranlaßt hätte, seiner Theologie eine fundamental andere Wendung zu geben? Wer weiß, wandlungsfähig, in gewisser Weise, ist er ja bis ins hohe Alter geblieben. Aber ich hätte es, stell Dir vor, vermutlich schade gefunden, wenn er sich besonders stark davon hätte beeindruckt lassen. Die Stärke seiner Theologie liegt doch wohl eher darin, daß er sich durch das, was um ihn herum geschah, bei aufmerksamer (und natürlich, das kann ja niemand anders machen, selektiver) Kenntnisnahme, im Grundsätzlichen nicht hat beirren lassen, sondern eher mit einem trotzigem «nun gerade!» darauf reagiert hat.

Ob Barth «nie gezweifelt» hat? Das halte ich für falsch. Kein Wunder, daß gerade Brunner, der Barth nie verstanden hat, danach gefragt

hat. War es doch gerade Barth, der unablässig darauf insistiert hat, daß man vom Unglauben keine Ahnung hat, wenn man ihn nicht zuerst als seinen eigenen kennt. Die certitudo des Glaubens – und deswegen der Theologie – ist die des Axioms, das die Theologie, um Theologie zu sein, voraussetzt oder vielmehr als sich vorausgesetzt (an)erkennt und das seine Basis keineswegs in der «Erfahrung» hat, sondern durchaus im Widerspruch zu ihr steht – wie die iustificatio impii im Widerspruch zu der Existenz des impius, die wiederum mehr als eine Erfahrungstatsache ist. Daß es dann dennoch sehr wohl zu Erfahrungen kommt – das Wort «Gotteserfahrung» habe ich nicht gern! –, darf man das nicht zu dem rechnen, was nach Matth. 6,33 einem «zufällt», wonach zu «trachten» einem aber nicht zugemutet wird?

Und noch einmal zu Barth. Der ihm oft unterstellte Offenbarungsmonismus (oder «Offenbarungspositivismus»), das war doch wohl immer ein Mißverständnis. Was so aussieht und oft schroffe Form an annahm, ist eine innertheologische Kampflehre, die als solche m.E. ihre Aktualität bis heute behalten hat, aber kein Dogmatismus. Daß er auch «wahre Worte» extra muros ecclesiae (und extra literam scripturae) kannte, dafür mußte er doch nicht erst im Alter die zu Unrecht so titulierte «Lichterlehre» – in Wahrheit ein Implikat seiner Offenbarungslehre – schreiben, um das deutlich zu machen. Und ich halte es nach wie vor für weise, daß er sich wohl gehütet hat, das zu systematisieren. Gerade dieser Verzicht gab ihm – und gibt uns, seinen Schülern – die Möglichkeit, mit einer gewissen Unbefangenheit von «Spuren Gottes» (so Dein Ausdruck) dort, wo man sie vom Bekenntnis her nicht erwarten sollte, zu rechnen, gerade weil es außer (und vor) diesen Spuren auch ein – jeweils zu entdeckendes – Wort Gottes gibt, das, sagen wir, in einem von hundert Fällen im Wort der Bibel und durch es hindurch vernehmbar wird und zu dessen Vernehmbarkeit sogar das Dogma (Noordmans! <sup>120</sup>) eine köstliche Hilfe ist.

Soweit ein paar Gedankensplitter – es mag für heute genug sein.  
Wie schön, daß wir uns bald sehen werden. Wir freuen uns sehr,  
daß Ihr zum 13. September kommt!  
Und wir grüßen Euch herzlichst.  
Dein Hinrich

## An Eveline <sup>121</sup> und Michael Trowitzsch <sup>122</sup>

(siehe auch Bild 7)

Basel, den 12. Oktober 2001

Liebe Eveline, lieber Michael!

Als wir heute vor einer Woche wohlbehalten und auf 13 herrliche Tage zurückblickend von den griechischen Inseln – Santorini, Naxos, Mykonos und dank eines Zwischenhalts des Schiffes auch noch zwei Stunden Delos – heimkehrten, fanden wir unter allerhand meist weniger gewichtiger Post Euren – wie soll ich sagen: allerliebsten Dankbrief vor. Er ist seinerseits eines herzlichen Dankes wert! Das gilt aber auch nachdrücklich von den beiden ihm beigelegten Drucksachen <sup>123</sup>, den Zwillingarbeiten zum Thema Technik, und seit heute nochmals einem gedruckten Werklein, der Arbeit zum Kanon <sup>124</sup>. Beim Lesen ging mir allerlei durch den Kopf, was ich gern geschrieben hätte – ich muß es mir versagen; ich habe vom Geburtstag her noch mancherlei Dankeschuld abzutragen, und in einer Woche gehen wir schon wieder auf Reisen, diesmal nach Bremen, zur doppelten Feier des 80. Geburtstags meiner Schwester erst dort, dann in Osnabrück, wo sie wohnt, und anschließend zu allerlei Freundesbesuchen und dergleichen, so daß ich insgesamt nochmals zwölf Tage – Elisabeth etwas weniger – vom heimischen Gewese entfernt sein werde.

Deshalb sage ich's kürzer, als ich möchte, ja summarisch: Daß wir es in der neuzeitlichen Technik mit einer veritablen Dämonie zu tun haben, das ist mir diesmal noch überzeugender geworden als immer schon, ja restlos überzeugend: nicht zuletzt deshalb, weil Du diesem widerlichen Dämon (dem bei noch so großem Abscheu und bei bewußter partieller Enthaltung fortwährend zu huldigen ja kein heute lebender Mensch umhin kann) ohne jede Zwischeninstanz unmittelbar die ersten beiden Vaterunser-Bitten entgegenstellst. (Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich die fünf übrigen, insbesondere die dritte, stillschweigend hinzunehme.) Es ist schwerlich ohne – mindestens nachträglich – absichtsvolle Ironie, daß der TRE-Artikel, zweifellos auftragsgemäß, «Ethisch und praktisch-theologisch» überschrieben ist, während von beidem aus gutem Grund dann kein Wort vorkommt. Respekt vor dem zuständigen Redaktor, der sich das hat gefallen las-

sen! War das ein so verständiger Mann, daß er Dir nicht mit einem «Thema verfehlt» gekommen ist und am Ende sogar gemerkt hat, daß gerade so das Thema exakt getroffen ist? Mit «ethisch» war ja wohl in aller Einfalt etwas aus dem klapperigen Arsenal dessen gemeint, was, wie Du zeigst, de facto dem Dämon hörig ist, und mit «praktisch-theologisch» – ich argwöhne das Schlimmste – eine Handvoll törichter Ratschläge, wie man unter Einsatz technischer Mittel die Kirche lustiger machen kann. – Respekt aber noch ganz anders vor dem Verfasser der beiden Stücke, allein schon vor der enormen Arbeitsleistung (Literaturverarbeitung!), die darin steckt, und mindestens ebenso vor der Sprachkraft, die das Ganze, selbst einen sonst per definitionem trockenen Lexikonartikel, auch ästhetisch zum Genuß macht!

Und dann der Kanon-Aufsatz, der mindestens ein jüngeres Geschwister der beiden anderen ist, wenn man nicht geradezu von Drillingen reden sollte. Ihm zufolge gibt es denn doch eine irdische Zwischeninstanz, ohne daß dem vorher dargelegten Immediatcharakter damit Abbruch geschähe: der Kanon selbst als die kontingente «Fassung», die ihre Seinsweise in ihrem Hinweischarakter und folglich in einem konstitutiven «oportet minui» hat. Dazu kann ich nur sagen: Ja, so ist es; und also: großen Dank!

Um meinerseits einiges Papier mitzuschicken: Ein paar Tage nach dem Geburtstag erschien die September-Nummer der «Basler Predigten»<sup>125</sup>. Und gleich nach der Rückkehr von den Kykladen mußte ich in aller Eile etwas für den Sonntagabendgottesdienst vor einer sehr kleinen, aber treuen Gemeinde mit hohem Altersdurchschnitt fertigen, was dann heute für eine Vesper morgen im Münster noch einmal recht anders geworden ist. Gerade das Umschreiben hat mir wieder einmal vor Augen gerückt, was Predigen für ein Abenteuer ist, immer begleitet von der Frage: Geht es so?

Elisabeth ist rastlos tätig und zum Lesen noch nicht gekommen. Aber daß sich das in diesem Fall sehr lohnt, hat sie schon mehrfach von mir gehört. Sie grüßt Euch mit mir aufs herzlichste.  
Euer Hinrich

## Für Luise Krayer<sup>126</sup>

Für Frau L. Krayer, 24.12.2001

Das Brustbein-Bewußtsein

Was ist – und hab ich selber eins? – ein Brustbein?  
Den Hinweis auf dies Ding verdanke ich Frau Krayer.  
So richtig hat man's nur, hat man es mit Bewußtsein.  
Stolz trag ich's ausgereckt, als ginge ich zur Feier.  
Mit Brust-Bewußtsein kann ich erst so richtig schreiten,  
so daß, wer mich sonst kannte, mich jetzt kaum noch kennt.  
Aufrechter Gang bewahrt vorm Sturz nach beiden Seiten.  
Das sagt begeistert heut ein dankbarer Patient.

Frohe Weihnachten!

## An Franz Christ<sup>127</sup>

*Basel, den 3, Juni 2002*

Lieber Franz!

Du bist also vorübergehend ein freier Mann, der sich nichts etwas angehen lassen muß<sup>128</sup> – soweit die Umstände es zulassen. Ungern nehme ich einen solcher Ausnahmefälle, die es eigentlich gar nicht geben sollte, in Anspruch. Jedoch: auch im Juni können die Basler Predigten nicht umhin zu erscheinen: wir haben ja neulich schon darüber geredet. Ich vermeide wenigstens den brutalen Griff zum Telefon; aber viel schonsamer ist freilich das Faxgerät auch nicht.

Hast Du inzwischen einmal den Sack geöffnet und meine «Katze» angesehen<sup>129</sup>? Oder hast Du eine andere Möglichkeit gefunden und das Nötige zu ihrer Realisierung schon in die Wege geleitet? Dann könnte ich die Störung sofort abbrechen. Ich muß nur wissen, woran ich bin. Reflektierst Du auf die Katze, dann müßte ja meine Privatsetzerin<sup>130</sup> bald einmal eine Computerfassung herstellen. Und wäre dann Frau Meng<sup>131</sup> in der Lage, die weiteren Schritte bis zur Drucklegung allein zu tun? Oder andernfalls ...?

Und bei dieser Gelegenheit gleich noch etwas anderes, was Du jedoch keineswegs als Ruhestörung empfinden wirst – ein Eingeständnis, auf das Du mit Sicherheit nicht gefaßt bist. Meine Mühlen können es an Langsamkeit nachgerade mit denen des lieben Gottes aufnehmen. Im Oktober wird es genau zwanzig Jahre zurückliegen, daß Du mir mit einer liebenswürdigen Widmung – einem Schleiermacherzitat, das just mit diesem Adjektive beginnt – Deine damals gerade erschienene Dissertation<sup>132</sup> geschenkt hast. Und das fatum istius libelli war es ... – in meiner Lektüre nach zwanzig Jahren an die Reihe zu kommen! Da bin ich nun angesichts der Subtilität Deiner Analysen von einer Bewunderung in die andere geraten, habe von Dingen, die ich nicht mehr als ungefähr wußte, präzise Anschauungen gewonnen – und anhand des Kontrastes zwischen dem, was auf diesen 230 Seiten steht, und dem, was Du anderwärts zu sagen pflegst, meinen Eindruck solenn bestätigt gefunden, daß Du bei aller Zuneigung zu dem großen Mann nun doch durchaus kein Schleiermacherianer geworden bist.

Übermorgen muß Du nun also noch den knorrigen H. K. zu Grabe tragen. Danach bist Du dann hoffentlich unangefochten der freie Mann, als den ich mir Dich gern vorstelle.

Herzlich Dein Hinrich

## An Günter Klein<sup>133</sup>

(siehe auch Bild 7)

*Basel, den 9. Januar 2003*

Lieber Herr Klein!

Ob der geschnitzte und buntgemalte knieende König aus der Pfarrkirche in Deutschnofen auf Ihrer schönen Weihnachtskarte wohl daran getan hat, seine Krone, anders als seine Kollegen, die das Emblem ihrer Würde selber behalten haben, just der Madonna aufs Haupt zu setzen, daran mag man füglich zweifeln. Immerhin kniet er doch wohl eher vor dem Kinde als vor dessen Mutter und rettet damit wenigstens ein Stück weit seine theologische Integrität. Ganz wie jene drei trotz des aufhaltsamen Umwegs über Jerusalem keinen Tag zu spät in Bethlehem eingetroffen sind, kam jene Karte entgegen Ihrer Voraussage pünktlich am Morgen des 24. Dezember mit fröhlichem Gebell bei mir an, übrigens gleichzeitig mit einem nicht minder munteren Hahnenschrei<sup>134</sup>, und trug mit diesem zusammen erheblich zum Glanz des Festes bei.

Anders dieser mein Brief. Selbst wenn er vor dem kommenden Sonntag in Münster sein sollte: Sie werden sich dann bereits wie seinerzeit die heilige Familie mit den Ihren nach – nein, nicht Ägypten, wohl aber nach Sylt aufgemacht haben, obgleich es doch weder in Münster noch in Holtsee<sup>135</sup> so gefährlich ist wie damals und heute in Bethlehem. Und doch, Sie tun wohl daran, den 12. Januar<sup>136</sup> diesmal in der Abgeschlossenheit jener Insel zu feiern (wenn es da nur nicht zu kalt ist!), so wie die Mitteilung Ihres Reiseplanes mir nachträglich darin recht gibt, daß ich auf den Vorschlag eines gewissen rheinischen Superintendenten – zweifellos desselben, den Sie als «einen unserer Fans» bezeichnen<sup>137</sup> –, mich am Sonntag unangemeldet in Münster einzustellen, gar nicht erst eingegangen bin.

Dadurch versäume ich freilich die von ihm irrtümlich unterstellte Chance, Ihnen corporaliter die Hand zu drücken, was ja nun nach sage und schreibe fünf Jahren entschieden einmal wieder an der Zeit wäre; denn eben danach verlangt es mich zunehmend. Doch geschieht das hiermit mentaliter, und das – gerade so, wie Sie es mir für die umgekehrte Blickrichtung versichern – nicht nur aus dem kontingenten

festlichen Anlaß dieses Augenblicks, sondern «ganz simpel: Einfach so!» Und diese mentale Präsenz verdichtet sich jedesmal, wenn ich unser Büchlein<sup>138</sup> an einer der betreffenden Stellen aufschlage, so beispielsweise am jüngst vergangenen Sonntag, dessen Vormittag wir gerade noch in einer Art Ersatz-Tusculum<sup>139</sup> zubrachten, wo wir uns die sonntägliche Erbauung, reich beschenkt, aus Ihrer Benedikt-Predigt<sup>140</sup> holten. Da spielt dann der wiederkehrende Eindruck, daß sich meine Beiträge in solcher Nachbarschaft ein bißchen hausbacken ausnehmen, gar keine Rolle. Ich freue mich einfach, freue mich dieser Nachbarschaft, und noch elementarer: freue mich, daß es Sie gibt. Und daß gerade wir uns – mit den Göttinger Predigt-Meditationen hat's ja wohl, vor Jahren schon, angefangen – so nahegekommen sind, das gehört für mich zu den Dingen, die das Leben so ungemein lebenswert machen. Und unsere Frauen, die beide den Vornamen der Gattin des Zacharias tragen, sind mit dabei.

So kommt dieser Brief denn auch aus zweier Zeugen Mund und richtet sich an eine zweifache Adressatenschaft. In multos annos? Ich hätte nichts dagegen!

Wann und wo immer er vor Ihre vier Augen kommt (Jettes Hundeaugen taugen wohl nicht zum Entziffern selbst von maschinell Geschriebenem?): Mögen Sie um den kommenden Sonntag herum erquickende Tage hinter sich und gesunde und heitere in dauernder Folge vor sich haben!

Herzlichst Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Arnold Wiebel<sup>141</sup>

*Basel, den 7. Juli 2003*

Lieber Arnold!

Etwas gewaltsam reiße ich mich, am Ende des Haußleiter-Kapitels angelangt, von der Lektüre Deines Hermann-Buches<sup>142</sup> los, um nicht durch die Abreise in unsere Ferien an einem einigermaßen rechtzeitigen Dank für Deine gute Gabe verhindert zu werden. Du siehst: die Lektüre fesselt mich. Die mir bisher nur in Umrissen bekannte Gestalt Rudolf Hermanns gewinnt zusehends Konturen – und meine Sympathie. Dazu trägt nicht unerheblich Dein origineller Einfall bei, diesen Deinen Onkel in einer Folge von chronologisch bunt durcheinandergewirbelten Tableaux darzustellen – wofür man den Nachteil, daß man identischen Topoi und sogar Zitaten mehrmals begegnet, gern in Kauf nimmt.

Du hältst in wohlthuendem Unterschied zu manchen Autoren mit einem Urteil über die Akteure der vergangenen Zeit zurück, womit Du Dich wohl bewußt in Hermanns eigenen Spuren bewegst. Trotzdem glaube ich herauszuhören, daß Du von dem Dissens zwischen Hermann und Barth – einem Thema, das natürlich mein Interesse in besonderem Maß auf sich gezogen hat – nicht ohne Bedauern sprichst. Oder unterstelle ich Dir damit mein eigenes Empfinden? Daß hier zwei wahrhaftig unvereinbare Naturelle aufeinanderstießen, zwischen denen es trotz mancher sachlichen Nähe nicht gut gehen konnte, liegt auf der Hand – jedenfalls zu der Zeit, als sie faktisch aneinandergelieten, einer Zeit, als Barth für einen friedlichen Disput wohl ganz besonders wenig Spielraum hatte. Mehr Möglichkeiten in dieser irenischen Richtung als Barth hatte Hermann gewiß sowieso von Haus aus, wie etwa sein trotz analoger Belastungen (und dank gemeinsamer biographischer Wurzeln) nie zerbrochenes Verhältnis zu dem Feuerkopf Iwand beweist. Nun, wäre nicht gerade Kirchenkampf gewesen, so hätte es vielleicht auch zwischen ihm und Barth verträglicher zugehen können.

Ich neige zu sehr sparsamem Gebrauch der Rede von «Tragik» in der Theologiegeschichte, kann aber kaum umhin, in der Beziehung zwischen Hermann und Barth so etwas wie einen tragischen Zug zu

sehen. Da war auf der einen Seite Barths – nicht unbegreiflicher Weise – damals aufs höchste gesteigerte Intransigenz. Und auf der anderen Seite? An jeder der Stellen, wo Du darauf zu sprechen kommst, ist es mir erneut schwer verständlich geblieben, warum sich Hermann derart hartnäckig ausgerechnet an der Diagnose des «zweihundertjährigen» Verfalls so festgebissen hat. Warum nur konnte er nicht verstehen, wieso Barth sich (S.232) dagegen verwahren mußte, diese seine (gewiß von Asmussen und anderen allzu unbesehen nachgesprochene) Diagnose als «Dogma» bezeichnet zu sehen, und inwiefern Barth selbstverständlich recht hatte mit der Bemerkung, daß «diese Ansicht» sich «ihrer Natur nach überhaupt nicht dazu eignet, 'Dogma' zu werden»? Natürlich klang es bei Barth so summarisch und apodiktisch, wie er es de facto gar nicht gemeint hat – was Hermann auch ohne Kenntnis der damals schon existierenden, mit so viel Einfühlung und Sympathie geschriebenen großen Theologiegeschichtsvorlesung hätte wissen können. Barth bleibt ihm ja auch im direkten Briefwechsel eine wenigstens andeutende Explikation der anstößigen Formel und eine Benennung dessen, worin er konkret die Verfallerscheinungen sah, nicht schuldig, während Hermann, soviel ich bei Dir lese, über seinen Ärger an dem Globalurteil als solchem nicht hinauskommt und nirgends Roß und Reiter bei Namen nennt, welche Phänomene oder Individuen er von Barths Urteil zu Unrecht getroffen sieht. Da wäre, denke ich naseweis im nachhinein, eine Verständigung gar nicht so unmöglich gewesen, auch bei bleibenden Differenzen in manchem Einzelurteil.

Über die Wichtigkeit der Theologie im Rahmen der Universität gab es grundsätzlich bestimmt keine Meinungsverschiedenheit. Barth hatte bekanntlich für separate kirchliche Hochschulen nicht viel übrig, es sei denn bei gewaltsamer Verdrängung der Theologie von der Universität. Er hätte schwerlich etwas einzuwenden gehabt gegen das, was Hermann den Finkenwalder Kandidaten<sup>143</sup> ins Stammbuch geschrieben hat, «daß die Stoßkraft der Barth'schen Theologie nicht zuletzt von ihrem Zusammensein etwa mit Harnackscher und Troeltsch[sch]er Theologie herrührt» (S.90). Und besagt nicht die Nennung («etwa») der Namen Harnack und Troeltsch in diesem Zusammenhang, daß Hermann selbst bestimmte Figuren im Auge hat, in denen sich wenn nicht ein säkularer Verfall, so doch etwas verkörpert, was sich zu dem, was Hermann mit Barth als gute Theologie betrachtet,



durchaus konträr verhält? Kurz, an dieser Stelle bleibt für mich sachlich ein Rätsel offen, so sehr es einleuchtet, daß es angesichts der gegebenen Umstände der allgemeinen kirchlichen und politischen Lage, des unterschiedlichen Naturells und des beiderseitigen Herkunftsmilieus (das Du für Hermann sehr anschaulich schilderst) nicht gut anders gehen konnte, als es bedauerlicherweise gegangen ist.

Nun bin ich auf Grund meiner theologischen Herkunft an diesem Punkt reichlich lange hängengeblieben. Soll es nicht uferlos werden, muß ich darauf verzichten, an Deinem Buch alles das zu rühmen, was mir rühmenswert erscheint. Nicht unerwähnt lassen möchte ich aber den familiären Aspekt. Ganz neu war mir, dass Du mit Deinem Eintritt in die Familie Besch an eine schon 1935 angebahnte Beziehung geknüpft hast, ähnlich wie die Ehe Deiner Eltern einen auch für Rudolf Hermann wichtigen familiären Hintergrund hatte. Klarer als es mir war, hätte mir sein können und sollen, daß jene verwandtschaftliche Beziehung, auf die Du in Deiner freundlichen *inscriptio* Bezug nimmst, nicht erst durch meine Ehe mit einer Hermann-Nachkommin zustandegekommen ist, da Du und ich je eine geborene Vietor zur Großmutter haben. Anders wäre ja weder das berühmte *Dictum*: «Fräulein Graeber, wir werden verwandt», noch die auf beiden Seiten überlieferte Tantenreaktion darauf verständlich.<sup>144</sup> Elisabeth hat mich darüber belehrt, daß Du strenggenommen nicht ihr Vetter, sondern ihr Onkel bist. Ob auch ich Dich als solchen anzusehen habe oder Dir auf gleicher Generationenhöhe gegenüberstehe, hängt von dem Verwandtschaftsgrad zwischen Therese und Helene Vietor ab; die entsprechenden Nachschlagewerke würde ich in Bremen in meinem Elternhaus vorfinden, hier habe ich sie nicht zur Hand.

Wie dem auch sei, den Respekt, den ich Dir als meinem Onkel schuldig wäre, hast Du Dir jetzt als Biograph erworben, und das zählt am Ende sogar mehr. Also, ich danke Dir sehr für das ebenso lehrreiche wie gut lesbare Geschenk, auch im Namen Deiner mitangeredeten, wenn auch bisher nicht mitlesenden Nichte.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus Dein Vetter (?) Hinrich

P.S. Kann es sein, daß sich auf S.84 in Anm.107 ein Fehler eingeschlichen hat (einer der ganz wenigen, die mir aufgefallen sind)? Ich

würde den Satz besser verstehen, wenn das zweite Wort in der zweiten Zeile als «der» statt als «den» zu lesen wäre.

P.S.2: Gern bin ich in der näheren Umgebung Hermanns Gerhard Krause begegnet, mit dem ich zwar nur zweimal, aber in sehr angenehmer Weise in Berührung gekommen bin.

## An Hans Jürgen Kahrs<sup>145</sup>

*Basel, den 18. August 2003*

Lieber Hans Jürgen!

Aus den Ferien zurückkehrend (vor ein paar Tagen schon, aber mancherlei, was man nach Ferien vorzufinden pflegt, hinderte eine sofortige Reaktion) fand ich Deinen so anschaulichen wie ausführlichen Eigenbericht über die von Dir durchgemachten dramatischen Ereignisse widriger Art vor und sage nun vor allem Dank dafür. Er verdient, indem er so konsequent im Präteritum abgefaßt werden konnte, vor allem ästhetische Würdigung, etwa im Vergleich mit einer möglichen Abhandlung über denselben Gegenstand aus medizinischer Feder. Von dieser unterscheidet er sich (noch abgesehen davon, daß die potentiellen Schreiber der letzteren Spezies mit Ausnahme des verdienten Mannes aus der Rolandklinik wohl zwecks Verschleierung eigener Versäumnisse gedämpftere Töne hätten anschlagen müssen) durch die schöne hilaritas, mit der Du aus der abgeklärten Höhe des Genesenen auf die Kette der Unannehmlichkeiten zurückblickst und auch die Blamage der medizinischen Zunft einschließlich des angeschlossenen Handelszweiges in ein mildes Licht rückst. So wurde die Freude über den sachlichen Gehalt Deiner Erzählung gesteigert durch den Lesegenuß von deren literarischem Substrat. Und so gerät sie mir unversehens zu einer Doppelgratulation an den gewesenen Patienten und den «begeisterten» Literaten. Also: Wir haben Dich wieder – und wir haben Dich *so* wieder, wie zu bleiben alle Kalamitäten Dich nicht haben verhindern können!

Damit ist nun auch der Weg frei für Eure bevorstehende Reise in die Rhön, die Euch vielleicht (das kann ich nur mutmaßen) für eine ausgefallene Reise zu hochsommerlicher Zeit schadlos halten wird. Kommt nur nicht zu schnell zurück! Wir haben's gerade wieder erprobt, wie wohl es tut, den angestammten Sitz für eine Weile zu verlassen. Wie schön es in der Rhön ist, davon habe ich vor nunmehr 44 Jahren einmal einen eigenen Eindruck gewonnen. Und meine zehn Jahre ältere Schwester – außer mir die einzige Überlebende aus unserem Geschwisterkreis – garantiert für die Richtigkeit dieser

Erinnerung. Sie bringt jeden Sommer vier Wochen dort zu – zusätzlich zu jährlich zweimal zwei in Hinterpommern bei einer ihr befreundeten polnischen Familie, um derentwillen sie sogar deren exotische Sprache erlernt hat.

Soviel für heute, so ungern ich mit Briefschreiben aufhöre. Ich habe dann nämlich keinen Vorwand mehr, mich vor der Bearbeitung meines Emders Vortrags für die Publikation des Kongreßbandes<sup>146</sup> zu drücken.

Werde, sofern es dessen noch bedarf, vollends gesund,  
genieße die Rhön und sei mit Deiner trefflichen Frau,  
auch von der meinen, herzlich begrüßt.  
Dein Hinrich

## An Inge Jacob<sup>147</sup>

*Basel, den 29. November 2003*

Liebe Inge!

Schade, schade: Nun kann man nie wieder sagen: Inge ist nicht auf den Kopf gefallen!<sup>148</sup> Dafür darf nun jeder ungestraft von Deinem Dick-schädel reden. Bisher war es uns nie als eine besonders markante Eigenschaft an Dir aufgefallen, daß Du einen solchen hast. Aber da müssen wir wohl etwas übersehen haben, denn eben der ist Dir ja nun fabelhaft zugutegekommen.

Elisabeth hat gestern von Frau Tristram erfahren, daß man im Krankenhaus nichts mehr mit Dir anzufangen wußte und Dir infolgedessen nichts anderes übrigblieb, als an die Kohlhöckerstraße zurückzu-kehren. Genau das wolltest Du ja wohl schon, als Du so plötzlich den Umweg über das Krankenhaus einschlugst. Ist es womöglich ein wei-teres Zeichen Deiner Dickschädeligkeit, daß Du, unbeirrt durch diese Abzweigung vom geplanten Weg, an dem Ziel, das Du Dir vorgenom-men hattest, festgehalten hast und mit dieser kleinen Verspätung ganz richtig angekommen bist?

Wie dem auch sei: Seit 47 Jahren steht es ja fest, daß Du dorthin – an die Kohlhöckerstraße 56 – gehörst; und wir nehmen mit höchster Genugtuung zur Kenntnis, daß die Welt in diesem entscheidenden Punkt wieder in Ordnung ist. Wenn Du in nächster Zeit noch etwas mehr als sonst häuslich sein wirst, dann bestätigst Du ja nur um so mehr, daß die Zusammengehörigkeit der Begriffe «Inge» und «Kohl-höckerstraße 56» ein fester Bestandteil der so schön wiederherge-stellten Weltordnung ist. In diesem Sinne sei auch vom fernen Basel aus freudig zu Hause willkommen geheißen!

Herzlichst  
Deine Elisabeth und Hinrich

## An Eymar Fertig<sup>149</sup>

(siehe auch Bild 12)

*Basel, den 12. Januar 2004*

Lieber Eymar!

Heute morgen hat mich Hans Jürgen erschreckt: weniger durch den neuesten Augenzeugenbericht von Kristens Krankenbett – der ist frei-lich erschreckend genug, aber, indem er gegenüber dem Deinen vor fünf, sechs Wochen immerhin einige Millimeter nach oben abweicht, zumindest nicht erschreckender als jener –, wohl aber durch die mit einem Gruß von Dir (für den ich vielmals danke) verbundene Nach-richt, Du seiest eben dabei, einen Brief an mich «vorzubereiten». Einen Moment erwog ich, zum Telephonhörer zu greifen und Dir ins Wort, will sagen in die Feder zu fallen. Doch wurde mir sofort klar, was für ein Frevel es gewesen wäre, ihr Einhalt zu gebieten. So mag das Schicksal seinen Lauf nehmen, daß ein Brief von Bremen nach Basel und einer in der umgekehrten Richtung gleichzeitig unterwegs sein werden. Recht ist das aber mitnichten. Denn klar wie der Tag (nicht der eher trübe und stürmische heutige, sondern natürlich ein poetischer und poesiewürdiger Sommertag des elisabethanischen England<sup>150</sup>) ist, daß ich Dir einen Brief oder ihrer zwei schulde und nicht Du mir!

Das Schlimme wird dadurch noch schlimmer, daß Du laut dersel-ben Quelle bereits seit Silvester wieder in Bremen bist, während ich Dich, gestützt auf eine mit grüner Tinte von Herrn Oetterli<sup>151</sup> ge-schriebene Notiz, Dich noch im Schoße der Tochterfamilie in Mace-rata wäunte, also weder per Ortsgespräch erreich- noch gar an der Emmastraße besuchbar. Wir waren nämlich vor acht Tagen – aller-dings kurz und mit vollem Programm – in Bremen und sind just ges-tern abend wieder in Basel gelandet, und nun sitze ich am heimi-schen Maschinchen, das ohnehin heute oder morgen, erstmals mit der Jahreszahl 2004, etwas zu Papier bringen sollte, das mit «Lieber Ey-mar!» anfängt. Diese Worte stehen nun also zweimal auf diesem Blatt, und ich eile zu dem, was ihnen folgen sollte:

Herr Oetterli hat, abgesehen von jener sicher nicht beabsichtigten Irreführung, die in der Mitteilung einer Adresse in Macerata bestand,

pünktlich getan, wozu Du ihn beauftragt hattest<sup>152</sup>, wobei offenbleiben mag, ob der Auftrag auch die Weiterleitung des Zitates: «Ich erhoffe mir eine Stellungnahme von ihm, ehestens in der Muße der Weihnachtstage» einschloß. Als ich dann an einem nachweihnachtlichen Tage aus jenem Ort ein authentisches Handschreiben von Dir erhielt, wurde mir bewußt, daß ich bereits einen auf «Bremen, im Herbst 2003» datierten an mich gerichteten Brief gelesen hatte, den allerersten aus der Gattung der offenen Briefe<sup>153</sup>. Ich bin, im Blick auf die im gegenteiligen Fall gewiß ratlos kopfschüttelnden Mitleser, Deiner klugen Frau dankbar, daß sie die Kennzeichen des intendierten Briefcharakters rechtzeitig getilgt hat. Doch habe ich, nunmehr aufgeklärt, diesen «Brief» danach sofort ein zweites, inzwischen auch ein drittes Mal gelesen und schwanke zwischen so divergierenden Empfindungen wie Gerührtsein, Mich-Geehrt-, um nicht zu sagen Geschmeichelt- und zugleich ohne Maß Überschätzt-Fühlen, letzteres zumal angesichts der mir übermittelten Erwartung einer «Stellungnahme». Dies klingt ja fast so, als sollte ich Shakespeare persönlich ein «gut gemacht» zuzwinkern. Das werde ich schön bleiben lassen und mich auch einer Meinungsäußerung zu der Frage, wer unter den einhundertvierundfünfzig mehrheitlich ernsten, teils aber dankenswerterweise auch scherzenden Nachdichtern dem großen Elisabethaner am nächsten und wer ihm möglichwerweise zu nahe getreten ist. Außerdem habe ich von allen nur eine – völlig zufällige – Auswahl in Augenschein genommen. Zur Erregung von Staunen hat doch auch diese Auswahl reichlich Anlaß gegeben: Staunen darüber, was für eine lange und bunte Reihe spät Nachgeborener – noch einmal 22 mehr als bei Nr.66<sup>154</sup> – ein einziges Gedicht eines Großen dazu verlockt hat, sich selber einmal daran zu versuchen.

Also «Stellungnahme»? Nein, dazu bringst Du mich nicht, auch noch mit der Tat meine strahlende Inkompetenz unter Beweis zu stellen! Um so freudiger halte ich mich an das so gelehrte wie spielerische, kurz: souveräne «Geleitwort (des Bibliographen)», welches ich nun also überdies als verschwiegenermaßen an mich gerichtetes Schreiben des Besagten zu verstehen habe. Inwiefern ich Unwürdiger – oder doch der Gedanke just an mich – inspirierend auf dieses Kabinetstück essayistischer Prosa eingewirkt habe (bzw. hat), das darf durchaus das Geheimnis des Verfassers bleiben, so wie es ein Geheimnis des Buches mit dem absonderlichen Titel<sup>155</sup> selber bleibt,

inwiefern Du gerade hierbei als «der Bibliograph» tätig gewesen bist. Es gefällt mir aber ungemein, mit diesem letzteren Titel in seinem monumentalen Singular niemand anders als meinen einstigen gymnasialen Bankgenossen und jahrelangen treuen Briefpartner geziert zu sehen. Wie bei Thomas von Aquino der philosophus schlechthin Aristoteles ist und der apostolus schlechthin Paulus ist, unbeschadet dessen, daß der letztere eine Handvoll und der erstere Myriaden von Kollegen aufzuweisen hat. Ich werde also von Stund an in Dir nichts Geringeres als den Bibliographen schlechthin sehen.

Du hast mit dieser prachtvollen Gabe nun schon zum zweiten Mal mir ermöglicht und mich genötigt, in eine ganz andere Richtung zu blicken, als ich es sonst gewöhnlich tue. Ich bin Dir sehr dankbar dafür. Und angesichts Deiner überlegenen und vielfach bewährten Fähigkeit und Neigung, Deinerseits in eine bestimmte, Dir nicht ex officio verordneten Richtung mit mir zu blicken, lege ich das derzeit jüngste Imprimatum der bekannten hiesigen Gattung bei.<sup>156</sup>

Sei in diesem noch ziemlich neuen Jahr willkommen geheißen,  
nochmals bedankt und mit Deiner trefflichen Frau, auch von  
der meinigen, herzlich begrüßt  
Dein Hinrich

An Karl Koch<sup>157</sup>

*Basel, den 27. Januar 2004*

Lieber Herr Koch!

Wenn Sie schon die Schar derer, die im Gleichschritt mit Mozart meinem großen und verkannten Landsmann auf dem Fuße folgen, auf einen Schlag um zwei bedeutende Namen vermehren<sup>158</sup>, ist es zuviel verlangt, den heutigen Tag ohne entsprechendes Winken vorübergehen zu lassen, zumal auch ich Ihnen mit einer Erweiterung der Liste dienen kann: Eben kommen wir von dem Besuch eines früheren Nachbarn an der Bruderholzallee zurück, der heute 80 wird.

Daß Sie und Mozart einen Monarchen in Ihrer Mitte haben, war mir in der Tat nicht bewußt, jedoch aus einem anderen als dem von Ihnen vermuteten Grunde. Sehr wohl war mir stets bewußt, wann mein Vater einen schulfreien Tag genoß. Doch war dies nicht Kaisers Geburtstag, sondern der Reichsgründungstag, also nicht der 27., sondern der 18. Januar. Er wurde von der Bremer Schuljugend extensiv zum Schlittschuhlaufen genutzt (Eis gab es dazumal offenbar zuverlässig jedes Jahr). Woher die Differenz im Datum? Vielleicht gibt es Literatur, die darüber Aufschluß geben könnte, aber sie ist mir nicht zuhanden; so behelfe ich mich mit einer selbstgebastelten Hypothese: Was ging es die Bremer Republikaner an, wann man im benachbarten Preußen den Kindern schulfrei gab? Bismarck bekam zwar, hoch zu Roß, ein pompöses Bronzedenkmal, das noch heute vor dem Dom steht, aber der junge Kaiser genoß, anders als sein Großvater, kein sonderliches Ansehen bei den Bürgern. Vielleicht war auch einfach das Eis am 18. zuverlässiger vorhanden als am 27.?

Ich werde es schön bleiben lassen, den heutigen Möglichkeiten der Blitzkommunikation eine weitere Konzession zu machen, wie Sie es mir empfehlen. Wozu sollen auch nur Ihre mit so viel Sorgfalt hergestellten und gerade jetzt zu variierenden Briefumschläge<sup>15679</sup> dienen, wenn man auch in diesem Punkt ohne Not von den Gepflogenheiten der Altvorderen abrückt? Ich will ja gar nicht von Goethes Botenfrauen schwärmen, aber noch weniger auch noch meinerseits dazu beitragen, daß ringsum die Postämter geschlossen werden wie dem-

nächst das für uns zuständige, nota bene bei gleichzeitiger drastischer Erhöhung des schweizerischen Inlandportos!

Einen schönen Geburtstag und herzliche Grüße!  
Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Christine Axt-Piscalar<sup>160</sup>

*Basel, den 15. Mai 2004*

Liebe Frau Axt!

Wäre Ihnen im Zuge der Berufsausübung der Geduldsfaden gerissen, so hätte mich das nicht überrascht. Aber nun ist etwas anderes gerissen, etwas radikal anderes auch als das Band, das Sie an Göttingen bindet. Vielmehr wurden Sie nun auf unerwünschte Weise dort festgehalten und mußten die Göttinger Krankenhauswelt von innen kennenlernen<sup>161</sup>. Und sowohl Konstantin als auch die Titusgemeinde müssen Sie entbehren. An Ihrer Stelle werde ich nun, Ihrem freundlichen Vorschlag gemäß, auf der dortigen Kanzel stehen, natürlich nicht ungern, aber doch ungleich weniger gern, als wenn's wie das letzte Mal wäre, weil Pannenberg 75 wird. Kurz, es tut meiner Frau und mir unsäglich leid, daß Ihnen das passiert ist, und ich möchte Ihnen noch vor jener Kanzelbesteigung einen teilnehmenden Gruß zukommen lassen. Im Theologicum findet sich hoffentlich eine mitfühlende Seele, die ihn an Ihr Krankenbett gelangen läßt.

Die ahnungslosen Titusleute müssen sich dann also anhören, was ich vor 14 Tagen als erster von sechs Gastpredigern anlässlich des Barmen-Jubiläums des Kirchenbezirks Schopfheim im Blick auf These I gesagt habe. Bei der Textwahl – Matth. 16,13ff. – haben Sie übrigens mit Ihrer letzten Münsterpredigt<sup>162</sup> Pate gestanden. Und bei der endlich glücklich vollendeten Niederschrift meines Vortrags für Ungarn<sup>163</sup> habe ich, zusammen mit anderer guter und sehr viel schlechter Literatur, Ihren Berliner Domvortrag<sup>164</sup> ständig vor Augen gehabt.

Ihre gegenwärtige Lage stellt nun auch die Reißfestigkeit Ihres Geduldsfadens in einer besonderen Weise auf die Probe.

Möge Ihnen in dieser Hinsicht nicht allzu viel zugemutet werden!

Eine baldige gute Besserung wünscht Ihnen mit herzlichen Grüßen von uns beiden

Ihr Hinrich Stoevesandt

## An Bruce McCormack<sup>165</sup>

*Basel, den 17. Mai 2004*

Lieber Bruce!

In einer Woche wirst Du bereits auf deutschem Boden sein; am Dienstag wirst Du in Jena die Ehrendoktorwürde entgegennehmen: die zweite hohe Anerkennung, die Dir in Deutschland zuteil wird<sup>166</sup>. Gewiß werden nicht wenige Deutsche, die Dich wie wir kennen und schätzen, um Dich versammelt sein. Michael Trowitzsch hat mir erzählt, daß du uns beide, Elisabeth und mich, an erster Stelle unter denen, die Du in Jena gern sehen möchtest, genannt hast. Damit hast du uns eine große Freude gemacht. Wir danken dir von Herzen dafür.

Um so mehr bedauern wir es, daß es uns unmöglich ist, dieser freundlichen Einladung zu folgen. Wir müssen nämlich fast zur selben Zeit – am 27. Mai – eine Reise nach Ungarn antreten. Am Pfingstsonntag darf ich in Budapest predigen, zwei Tage später an einer Theologenkonferenz einen Vortrag halten über ein Thema, das mich sehr viel Lektüre und Überlegung gekostet hat: das Christusbekenntnis in der Situation des Religionspluralismus. Zwei größere Reisen gleich nacheinander bedeuten eine Anstrengung, die ich mir in meinem Alter nicht mehr zutraue. Und in Ungarn muss ich bei frischen Kräften sein. Es ist sehr schade, daß wir nun nicht nach Jena kommen können, gerade auch deshalb, weil Dir gerade unser Dabeisein besonders wichtig gewesen wäre. Doch zweifle ich nicht daran, dass Du unsere Absage verstehen wirst. Nun ist heute schon der 17. Mai, und ich muß fürchten, daß Du diesen Brief erst bekommst, wenn Ihr aus Jena wieder zurück seid. Ich wollte Dir früher schreiben, aber hatte den Kopf ununterbrochen so voll mit den Sorgen um meinen Vortrag, dass ich daneben gerade noch eine Anzahl von Predigten, die ich zugesagt hatte, ausarbeiten konnte und das Briefschreiben unvermeidlich zurückstellen mußte.

Aus Dir ist im Lauf der letzten 20 Jahre der führende Barth-Spezialist der USA geworden. Das hat sich auch in Europa herumgesprochen und wird nun hier ein zweites Mal feierlich gewürdigt. Wir sind ein wenig stolz darauf, daß wir den Anfang dieses Weges, als Dich in Europa sonst noch fast niemand kannte, aus der Nähe miterlebt ha-

ben und Mary und Dir – wie Du immer wieder betont hast – das Jahr in Basel etwas erleichtern konnten. Seitdem hast Du uns oft, und so auch jetzt durch die liebenswürdige Einladung, spüren lassen, daß Du das nicht vergessen hast und Dich nach wie vor in besonderer Weise mit uns verbunden fühlst. Dafür danken wir Dir.

Wir wünschen Euch beiden gute Tage in Jena und viel Freude an allem, was Ihr dort erleben werdet. Seid herzlich von uns begrüßt!  
Dein Hinrich

## Für Felix Bertschmann<sup>167</sup>

Dem siebzigjährigen Felix

Du wünschst Dir noch mehr Perfektion  
und bist doch solch ein Meister schon,  
schreibst Briefe meist mit dem Computer;  
was Du befehlst, gewiß, das tut er.  
Und wenn es Dir denn so gefällt,  
verkehrst Du gleich mit aller Welt.  
Mit jedermann tauschst Du Gedanken,  
bist ledig herkömmlicher Schranken,  
die einst uns setzten Zeit und Raum.  
Du überspringst sie wie im Traum.  
Da gibt es nun kein Halten mehr.  
Noch mehr zu können wünschst Du sehr.  
Dafür gibt's Mittel. Ganz adrett  
klinkst Du Dich ein im Internet.  
Schon immer knüpfest Du Kontakte,  
da längst die Leidenschaft Dich packte,  
verwandte Seelen aufzuspüren,  
mit ihnen ein Gespräch zu führen.  
Zu diesem Zweck machst Du gern Reisen,  
doch rascher geht's auf andre Weisen:  
zu Hause auf dem Stuhl zu bleiben  
und statt zu reden, flugs zu schreiben.  
Das teure Reisen kann man sparen,  
zumal in höh'ren Lebensjahren.  
Ja, auf dem Stuhl kannst Du auch wippen,  
behaglich die Gedanken tippen.

Der alte Schreiber dieser Zeilen  
sieht mit Bewunderung Dich eilen  
zu jener Technik höchsten Höhen,  
die wir Dich jetzt erreichen sehen,  
dieweil er selbst, der arme Schlucker,  
erschrocken kauert vor dem Drucker  
bei reichlich zaghaften Versuchen,

mit Seufzern, oftmals auch mit Fluchen.  
So mühsam ist es, Schritt zu halten,  
für solchen unbegabten Alten.  
Erschöpft nach kurzer Zeit dann ruht er  
von den Versuchen am Computer.  
Nur mit der Hilf von Frau und Tochter  
das Abenteuer wagen mocht er.

Du, Felix, schaust mit mildem Blick  
auf mich am Boden Bleibenden zurück.  
Indessen schreite munter weiter  
auf der modernen Himmelsleiter  
und stoße dort auf keine Grenzen  
mit Deinen zehn mal sieben Lenzen!  
Gern will ich Dir von unten winken  
und auf Dein Wohl ein Gläschen trinken.

*24. April 2005*

## **Für Gerhard Sauter**<sup>168</sup>

(siehe auch Bild 8)

Man nennt den Siebzigsten gern «rund»  
und tut dies wohl mit gutem Grund.  
Nach mancher Krankheit fast gesund  
seh'n wir Dich froh zu dieser Stund.

Wozu ich öffne meinen Mund,  
Du rätst es nicht, doch sei's Dir kund.  
Mein Thema heute ist – ein Hund.  
Denn wichtig war Dir Uri und  
dann Uris, stets mit dir im Bund.  
Doch beider Leben endet und  
verfiel dem allgemeinen Schwund.

Heut bring ich einen andern Hund.  
In Basel bietet sich ein Fund:  
ein Hund, der dort schon immer stund,  
aus rotem Sandstein, also bunt.  
Wir prüften staunend den Befund:  
Ein Gleichnis Deiner selbst ward kund.  
Am Kanzelfuß, mit breitem Schlund –  
man denkt: es ist ein stummer Hund.  
Doch trägt der Schein. Vielmehr im Grund  
bellt er sich oft die Kehle wund.  
Er merkt genau, wenn reinen Schund  
ertönen läßt des Pred'gers Mund.  
Er wiegt zwar nicht einmal vier Pfund,  
doch der Symbolgehalt ist rund:  
Erkennst Du Dich aus diesem Grund  
als Gottes treuer Wächterhund?

*Zum 4. Mai 2005*



## An Holger Finze <sup>169</sup>

*Basel, Epiphania 2006*

Lieber Holger!

Du weißt ja bestimmt noch aus Deiner Schulzeit, wie es ist, wenn der Lehrer einem erklärt, man habe etwas gut gemacht, oder wenn man gar in seinem Zeugnis eine 1 hat. Der Mensch aber ändert sich in den Grundzügen gar nicht, auch wenn er der Schule längst entwachsen ist. Dieses schöne Gefühl hast Du mir gestern bereitet <sup>170</sup>. Ich sage dazu weiter nichts als Danke!

Herzliche Grüße von Haus zu Haus  
Dein Hinrich

## Nachbemerkung

von Hans-Anton Drewes

Der Gedanke, den zwei Freunde im Mai 2005 auf der Autofahrt von Newark nach Princeton anspannen und als dessen Frucht nun dieses Buch vorliegt, kann in keinem Sinn Anspruch auf Originalität erheben. Wie oft mag es so gegangen sein, so gehen: Irgendwo – sagen wir: in Tübingen nimmt jemand einen Umschlag mit der vertraut-verheißungsvollen Absenderadresse auf dem Bruderholz oder im Gundeli aus dem Briefkasten, steigt mit schon beschwingteren Schritten in sein Phrontisterion, öffnet das Couvert mit den drei bis fünf Blättern – selten weniger, öfter mehr –, schnopert an den Blättern, von denen sich leise, aber intensiv Tabakgeruch ausbreitet, eilt mit steigender Spannung und Freude – und also notgedrungen unter vorläufigem Verzicht darauf, bei dieser ersten Lektüre alle syntaktischen Verhältnisse und semantischen Anspielungen exakt mitzuvollziehen – durch die Zeilen, läßt dann und wann zwischen den Zähnen einen Laut des Erstaunens, der Zustimmung, der Erheiterung, der Befriedigung hören («Szo, szo, szo! Szie, szie, szie!»), lehnt sich zurück, liest noch einmal, nun aber im tempo giusto ... und sagt zum Schluß: Irgend- einmal muß es eine Auswahl von diesen Briefen geben! – als gesammelte Zeugnisse eines Freimuts, eines freien, fröhlichen, offenen Muts, der befreiend wirken, der fröhlich und mutig machen kann – überdies auch als Dokument einer Kraft der Zuwendung, die mit den Worten Brief- und Sprachkultur nur anzudeuten ist.

Der Gedanke der beiden im Auto auf der Route 1, daß das von ihnen wie wohl von vielen anderen Empfängern der Briefe Hinrich Stoevesandts berufene «Irgendeinmal» auf den 13. September 2006 fallen sollte, wäre nur ein schöner Gedanke geblieben ohne *Elisabeth Stoevesandt*. Wer einmal im Hause Stoevesandt zu Gast war, weiß, daß man in schönstem Sinn sagen kann: Sie hat diese Briefe ermöglicht. Sie war nun aber auch entscheidend daran beteiligt, diese Sammlung zu verwirklichen. Sie hat die Briefe so zusammentragen helfen, daß bei allen unvermeidlichen Zufälligkeiten doch ein schöner Umriß des Briefschreibers Hinrich Stoevesandt – mit vielen seiner Themen, Po-

sitionen, Briefpartnern und -partnerinnen – sichtbar wird. Sie hat mit ihren Töchtern auch die gelegentlichen Kürzungen beraten, die sich z.B. bei sozusagen handwerklichen Erörterungen nahelegten. Sie hat vor allem die Photos zusammengestellt und die wichtigsten Informationen gesammelt, die in keiner Weise den Standard einer «Gesamtausgabe» im Auge haben, sondern das Minimum bieten wollen, das zu einer vergnügten, besinnlichen Lektüre notwendig oder jedenfalls nützlich ist.

Besonders herzlich ist auch denen zu danken, die zu den Kosten der Drucklegung einen Beitrag geleistet haben, allen voran Frau *Sonja Berdat-Zellweger*. Herr Pfarrer *Dr. Niklaus Peter* hat sich des Projekts freundlich mit verlegerischer Kompetenz angenommen und Herrn *Mario Moths* für die graphische Gestaltung und Frau *Gabriele Rohatsch* (Rosch-Buch GmbH) für die Herstellung des Buches gewonnen: miteinander gebührt ihnen ein ganz besonderer Dank.

Wenn wir Hinrich Stoevesandt zum Fest seines 75. Geburtstags mit Apophoreta, mit «Wegbringseln» aus seinen Briefen grüßen statt etwa mit eigenen Texten als «Mitbringseln», so zum einen aus der Überzeugung, über die sich entsprechend am 25.9.1816 nach zuverlässigem Zeugnis die Tischgesellschaft am Frauenplan wortlos so verständigte: «Was will man machen? Er trifft es immer aufs schönste.» Zum andern aber und vor allem: diese Briefe zeigen aufs schönste (aufs erquickendste, aufs tröstlichste) genau das, wofür wir Hinrich Stoevesandt danken, womit wir ihm an diesem Tag herzlich Glück und Segen wünschen möchten: getrosten, hellen Mut.

## Entnoten

- 1 H.St. hatte 1954/55 als Student ein Jahr lang bei Familie Barth an der Pilgerstraße in Basel wohnen dürfen. Im Herbst 1955 hatte Karl Barth H.St. einen Nachmittag lang seine Heimatstadt Bern gezeigt und bei der Gelegenheit mit ihm im Casino Kaffee getrunken.
- 2 Barths und Stoevesandts waren seit 1922 miteinander befreundet.
- 3 Karl Barth war am 11./12.3.1956 zu Besuch in Bremen gewesen.
- 4 Die wichtigste Festschrift zu Barths 70. Geburtstag trug den Titel «Antwort».
- 5 W.A. Mozart, Eine kleine Nachtmusik, Faksimile-Ausgabe.
- 6 Jugendleiterin und Werklehrerin in der Kindergärtnerinnen-Ausbildung; langjährige enge Freundin der Familie St.
- 7 H.St.'s Vater hatte sich das vordere Glied seines rechten Zeigefinger amputieren lassen müssen. Er hatte das mit Gelassenheit hingenommen und bereits am Nachmittag des Operationstages wieder seinerseits als Arzt praktiziert.
- 8 Chirurg, Kollege und Freund des Vaters.
- 9 Ein knappes Jahr zuvor hatte er sich einen Teil seines Magens operativ entfernen lassen müssen.
- 10 Schriftsteller, Mitherausgeber des «Almanachs für Literatur und Theologie»; H.St. begegnete ihm an einer Tagung in der Jugendakademie in Radevormwald, an der er damals als Dozent tätig war.
- 11 Eisbär aus Stoff, damals ständiger Begleiter der kleinen Dorothee.
- 12 Pfarrer, Schriftsteller, Dichter.
- 13 A. Goes, Kanzelholz. Dreissig Predigten (Siebenstern-Taschenbuch 163) Hamburg 1971, S. 7: «in der Predigerschule ist der Schüler lebenslang - Schüler.»
- 14 Albert Steen, damals für H.St. der Buchhändler in Bremen.
- 15 A.a.O., S. 10: «Freimütig werde ich zugeben müssen, daß diese Predigten nun sich mit einer - vielleicht unerlaubt einseitigen - Energie dem Einzelnen zuwenden».
- 16 Schriftsteller, mit H.St. befreundet seit einem Leseabend in der Jugendakademie in Radevormwald im Herbst 1969.
- 17 Ein theologische Rezension über Solschenizyns «Archipel Gulag».
- 18 Mit einem Autounfall, zwei Todesfällen in der Familie und einer langwierigen Krankheit von H.St.
- 19 Karl Heinz Gehrman, Mitherausgeber der «Deutschen Studien», in denen Texte von H.L.-G. und H.St. erschienen sind.
- 20 H. Lipinsky-Gottersdorf, Wenn es Herbst wird, in: Zugvögel. Zwei Romane, München / Berlin 1977, S. 147-318.
- 21 Ders., Die Prosna-Preußen. Roman, München / Berlin 1969.
- 22 Harald Wolff, Gründer und langjähriger Leiter des Knabenchors.
- 23 Diesen Kammerchor leitete H.St.
- 24 Bibliothekar in Oldenburg; Jugendfreund aus dem Knabenchor.
- 25 Nämlich öfter zu schreiben.
- 26 5 1/2 resp. 1 Jahr alr.
- 27 Dort war Familie Beutin kurz zuvor in ihr erstes eigenes Haus eingezogen.
- 28 Bis zum Jahr 1973 hatte Familie St. die Ferien stets in Norddeutschland zugebracht und sich bei dieser Gelegenheit mit ihren Freunden getroffen.
- 29 Das Bremer Wappen.
- 30 Es wurde das Nachwort zu: K.Barth, Dogmatik im Grundriß, Zürich 1977, S.183-193.
- 31 Markus Engel, damals Lateinlehrer am Humanistischen Gymnasium.
- 32 Organist und Chorleiter in Norden; Jugendfreund aus dem Knabenchor.
- 33 H.St.s Patenkind, geb. 20.2.1977.
- 34 Dort stand H.St. auf der Berufungsliste für einen Lehrstuhl für Praktische Theologie.
- 35 Pfarrer und Dozent, Schüler und Freund Karl Barths. 1955 lernte H.St. ihn in Basel kennen und schätzen. Im Herbst halfen sie Barths gemeinsam beim Umzug in die Bruderholzallee.
- 36 H. Traub, Wenig Weitergegebenes von allzuviel Empfangenen. Erinnerungen und Gedichte, Privatdruck 1995.
- 37 Die Begegnung mit dem Engel, a.a.O., S. 199-240.
- 38 Die Erzählung «Absaloms Kampf» wurde nie ganz vollendet und ist verschollen.
- 39 Familie Beutin.

- 40 A.a.O., S. 127-133  
(Traubs Verweigerung des Eides im 2. Weltkrieg 1940).
- 41 «Ich selber / pflanzte dich als einen / edlen Weinstock, / ein ganz echtes Gewächs; / Wie bist du mir denn geworden / zu einem schlechten, / wilden Weinstock?» Jeremia 2,21.
- 42 A.a.O., S. 7: «Ich bin ein ganz und gar unbedeutender Mann im Laufe der grossen Weltgeschichte.»
- 43 Im März 1981 war vom Schweizerischen Nationalfonds die Nachricht gekommen, das Salär für H.St. würde statt für die beantragten 3 Jahre nur noch für 1 1/2 Jahre bewilligt, da keine Dauereinrichtungen unterstützt werden könnten. In reduziertem Maß würde der Nationalfonds auch später die Arbeit am Karl Barth-Archiv unterstützen, wenn Mittel aus weiteren Quellen nachgewiesen werden könnten und wenn der Archivar sich zu längerem Bleiben verpflichten würde. Daraufhin wurde mit H.St. ein Arbeitsvertrag aufgesetzt. Außerdem bemühten sich in einer beispiellosen Sammelaktion Markus Barth und besonders der Kassier der Karl Barth-Stiftung, Max Zellweger, darum, deren Fonds zu öffnen, um den Lebensunterhalt von H.St. auf längere Sicht sicherzustellen.
- 44 Professor em. für Altes Testament in Tübingen.
- 45 4. Mose 6, 22-27, in: Göttinger Predigtmeditation, Jg. 37, (1982/83), S. 274-284.
- 46 A.a.O., S. 283: «Wer darüber redet, muß ernst damit machen, daß hier von einer Gabe und Festsetzung Gottes die Rede ist, nicht von menschlicher Aktivität, wiewohl die Gemeinde wie der Einzelne, der solche Gabe empfängt, nicht anders kann als ihr entsprechen.»
- 47 Pfarrer am Berner Münster; befreundet mit H.St. seit den Siebzigerjahren.
- 48 In einem Bauernhaus auf der Hämlismatt im Emmental. Als Dürsts ihre Dauermiete 1991 aufgeben wollten, gaben sie diese an Familie St. weiter.
- 49 Weiland Professor für Deutsche Philologie.
- 50 Gedanken zur Dichtung unter den Aspekten von Häresie und Utopie, in: Literatur und Religion, hrsg. von H. Koopmann und W. Woesler, Freiburg i.Br. / Basel / Wien 1984, S. 9-21. Die Widmung lautet: «Mit herzlichem Dank für Ihren schönen Brief B.v.Wiese».
- 51 «Seit langem bin ich davon überzeugt, daß man ohne Theologie keine Geistesgeschichte von Rang betreiben kann.» (a.a.O., S. 9)
- 52 Theologisch hoch interessierter Architekt katholischer Konfession, aufmerksamer Barth-Leser; inzwischen verstorbener Ehemann von Annedor Barth, einer Nichte Karl Barths.
- 53 R. Morf hatte sich in seinem Brief selber als Clochard, Missionar, Bauer und Clown bezeichnet.
- 54 Professor em. für Systematische Theologie in Tübingen.
- 55 H.St. vertrat im Wintersemester 1984/85 in Tübingen Prof. Dietrich Rössler (Professor für Praktische Theologie).
- 56 Professor für Neues Testament, 1986 Dekan an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bern.
- 57 Hellmut Traub.
- 58 Mitsänger im Basler Kammerchor.
- 59 So ähnlich der Gesang der Hexen in Henry Purcells «Dido und Äneas», das der Basler Kammerchor damals probte.
- 60 Eine Packung Lindor-Kugeln.
- 61 Tochter von John und Béatrice Flaig, Nachbarn an der Bruderholzallee in Basel zunächst von Familie Barth, später von Familie St. – Dominik ist der ältere Bruder von Barbara.
- 62 1987-1992 Dirigent des Neuen Basler Kammerchors (NBK). H.St. schrieb an ihn in seiner Funktion als Präsident des Chores.
- 63 Europäische Ökumenische Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, 15.-21. Mai 1989 in Basel.
- 64 Der Neue Basler Kammerchor übte für sein nächstes Konzert Rossinis «Petite Messe Solennelle».
- 65 Gründer des Basler Kammerorchesters und des Basler Kammerchors, in dem H. und E.St. jahrzehntelang mitgesungen haben. Mitbegründer der Schola Cantorum Basiliensis (Lehr- und Forschungsinstitut für Alte Musik); Dr. phil h.c.; Freund und Mäzen zahlreicher Komponisten.
- 66 Wissenschaftspreis der Stadt Basel.
- 67 Dozentin an der von ihr mitbegründeten Schola Cantorum Basiliensis; Dr. theol. h.c.; H. und E.St. hatten beide an ihrem Unterricht teilgenommen. Daraus entstand eine dauerhafte Freundschaft.
- 68 Bibliothekarin; Ehefrau des Schriftstellers Hans Lipinsky-Gottersdorf.
- 69 Das Wort vom Kreuz, in: Glaube und Lernen, Jg.3 (1988), S. 22-33; wieder abgedruckt in: H.St., Gottes Freiheit und die Grenze der Theologie, Zürich 1992, S. 58-69.

- 70 Verbindliche Lehre, in: Glaube und Lernen, Jg. 3 (1988), S. 130-143; wieder abgedruckt in: H.St., Gottes Freiheit und die Grenze der Theologie, Zürich 1992, S. 70-83. Widmung: «Frau Minne Lipinsky-Gottersdorf zum 2. Juli 1988» (ihrem 80. Geburtstag).
- 71 In: Gottes Freiheit und die Grenze der Theologie S. 81.
- 72 Damals Rektor des Humanistischen Gymnasiums in Basel.
- 73 Rede bei der Maturafeier im Jahr des 400-jährigen Jubiläums des Humanistischen Gymnasiums in Basel.
- 74 In der Rede anlässlich der Verleihung des Wissenschaftspreises der Stadt Basel.
- 75 Professor für Systematische Theologie, Münster; seit seinem ersten Besuch im Barth-Archiv 1987 befreundet mit H.St.
- 76 Zur Geschichte dieses «Pseudonyms»: Im Bremer Kirchenkampf war das Elternhaus von H.St. der zentrale Versammlungsort. Unter den Teilnehmern der Versammlungen schenkte Pastor August Ferdinand Cohrs dem kleinen Sohn des Hauses besondere Aufmerksamkeit. Er gab ihm spielerisch den Namen «Kenitz Wra», mit dem er ihn von da an regelmäßig zu begrüßen pflegte.
- 78 Damals Pfarrer in Segringen.
- 79 H.St., 1. Thess. 5, 1-6 (7-11), in: Göttinger Predigt-Meditationen, Jg. 44 (1989/90), S.450-456.
- 80 Lebendige Steine. Predigt über 1.Petrus 1,24-2,10, in: Basler Predigten, Jg. 54 (1990), Nr. 11.
- 81 Jurist; Jugendfreund aus dem Knabenchor.
- 82 Marzipaneule für den Eulenliebhaber, die die Verse begleitete.
- 83 Kaffeemaschine, die er H.St. zu Weihnachten geschenkt hatte.
- 84 Facharzt für Innere Medizin; häufiger Predigthörer von H.St.
- 85 H.St., Lob von Gott. Predigt über 1. Korinther 4, 1-5, in: Basler Predigten, Jg. 55 (1991), Nr. 3. Die Predigt wurde gehalten am 27. Januar 1991, Mozarts Geburtstag im Jahr seines 200. Todestages.
- 86 Professor für Griechische Philologie in Ann Arbor (USA).
- 87 H.St.s Tochter Magdalene hatte an einem von L. Koenen und J. Latacz initiierten Studentenaustausch zwischen Basel und Ann Arbor teilgenommen: Anlaß für H. und E. St., zum erstenmal nach Amerika zu reisen; bei dieser Gelegenheit hatten sie zweimal (zunächst in Abwesenheit der Gastgeber) bei Koenens logieren dürfen.
- 88 Zitat aus Karl Valentins «Des Freundes Brief».

- 89 Beide Koenens stammen aus Köln.
- 90 Pfarrer in Tübingen.
- 91 Es ging um: K.H. Miskotte, Das Wagnis der Predigt, hrsg. und übersetzt von H. Braunschweiger und H. Stoevesandt (Arbeiten zur Theologie, Bd. 87), Stuttgart 1998.
- 92 Damals Leiter des Theologischen Verlages Zürich (TVZ).
- 93 Besitzer zweier benachbarter Feriendomizile in Stierva (Graubünden). St.s durften häufig eines davon benutzen, während Senns ihre Ferien in dem anderen verbrachten.
- 94 St.s hatten eine mit einer Fichte ineinandergewachsene Lärche entdeckt und fotografiert.
- 95 Prof. Schmidt war seit 1992 Dirigent des Neuen Basler Kammerchors (NBK), dessen Präsident H.St. bis 2001 war.
- 96 Probenlokal des Chores in Basel.
- 97 Die Gründung des Neuen Basler Kammerchors (NBK) war von einer Gruppe unermüdlicher Sänger initiiert worden, als mit Paul Sachers 80. Geburtstag der von ihm ins Leben gerufene und 60 Jahre lang geleitete «Basler Kammerchor» zu existieren aufhörte.
- 98 Mitarbeiter beim Deutschlandfunk.
- 99 Zusage zu einem Interview für die Rundfunkserie «Zwischentöne», gesendet am 29.12.1996.
- 100 E. Busch / H. Stoevesandt, Der Zug am Glockenseil. Vom Weg und Wirken Karl Barths, Zürich 1969.
- 101 Bis August 1997 Assistent im Karl Barth-Archiv; Pfarrer in Samedan.
- 102 Michael Landwehr gründete die Karl Barth-Gesellschaft (s. auch Bild 16).
- 103 Das Barth-Archiv mußte für eine gründliche Renovierung des Hauses nahezu gänzlich ausgeräumt werden.
- 104 Professor für Kirchengeschichte in Tübingen.
- 105 U. Köpf, Produktive Christusfrömmigkeit, in: Jesus Christus als die Mitte der Schrift, hrsg. von Ch. Landmesser, H.J. Eckstein und H. Lichtenberger, Berlin 1997, S. 823-874.
- 106 Damals Professor für Altes Testament in Bonn; in den Sechzigerjahren Gastdozent an der Evangelischen Jugendakademie in Radevormwald; befreundet mit H.St. seit dessen Zeit als Dozent dortselbst.
- 107 H. Seebaß, Genesis II/1, Neukirchen-Vluyn 1997.

- 108 Dr. Ruprecht war damals Leiter des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.
- 109 Göttinger Predigtmeditationen.
- 110 Professor em. für Griechische Philologie in Basel.
- 111 Kosten für die unerwartet notwendig gewordene Reparatur eines Druckers, den J. Latacz von E. Stoevesandt übernommen hatte.
- 112 Bis 1999 Notar in Basel; Flaigs waren Nachbarn an der Bruderholzallee zunächst von Familie Barth, später von Familie St.
- 113 Professor em. für Reformierte Theologie in Göttingen; freundschaftliche Beziehungen seit der Zeit, als E. Busch Sekretär bei Karl Barth in dessen letzten Lebensjahren war.
- 114 Barth und Thurneysen: «Graben wie Maulwürfe», Basler Zeitung, Nr. 291 vom 13.12.2000, Rezension über: K. Barth - E. Thurneysen, Briefwechsel, Bd. III: 1930-1935 einschließlich des Briefwechsels zwischen Ch.v. Kirschbaum und E. Thurneysen, hrsg. von C. Algner (Karl Barth-Gesamtausgabe, Abt. V), Zürich 2000.
- 115 Ehemalige Assistentin am Karl Barth-Archiv; Mitarbeiterin an der Barth-Gesamtausgabe; Pfarrerin in Aadorf (Thurgau).
- 116 Abguß der Skulptur des «tanzenden Engels» über dem Haupteingang des Basler Münsters.
- 117 Dort arbeitete sie als «Pfarrerin zur Anstellung».
- 118 Wohnort des Vaters und der Stiefmutter von C.A.
- 119 Professor em. für Systematische Theologie in Utrecht; befreundet mit H.St. seit dem gemeinsamen Studium in Basel. 1958/59 übersetzten H.W. de Knijff und H.St. zusammen ein Buch aus dem Holländischen: Oepke Noordmans, Das Evangelium des Geistes, Zürich 1960 (Teilübersetzung von «Gestalte en Geest», Amsterdam 1956).
- 120 Anspielung auf: O. Noordmans, Het kerkelijk dogma, in: Verzamelde Werken 2, Kampen 1979, S. 170-195.
- 121 Theologin in Weimar.
- 122 Professor für Systematische Theologie in Jena; freundschaftliche Beziehungen seit seinem Besuch in Basel 1996.
- 123 M. Trowitzsch, Technokratie. Benennung einiger Vorurteile, in: Die biologische Machbarkeit des Menschen, hrsg. von Ch.Gestrich (Beiheft zur Berliner Theologischen Zeitschrift, 18. Jahrgang [2001]), Berlin 2001, S. 129-144. Und: ders., Art. Technik II. Ethisch und praktisch-theologisch, in: TRE, Bd. XXXIII, Berlin / New York 2002, S. 9-22.
- 124 M. Trowitzsch, Begründungen und Funktionen des Kanons, in: Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie, hrsg. von G.R. Kaiser und S. Matuschek, Heidelberg 2001, S. 43-54.
- 125 H.St., Herrlich in allen Landen. Predigt über Psalm 8, in: Basler Predigten, Jg. 65 (2001), Nr.9.
- 126 Physiotherapeutin in Basel, die H.St. nach einer Oberschenkelhalsfraktur behandelte.
- 127 Seit 1982 Pfarrer am Basler Münster. 1998 gewann F. Christ H.St. als Mitherausgeber der «Basler Predigten».
- 128 F. Christ hatte im Juni 2002 ein sabbatical.
- 129 Meine Stimme. Predigt über Johannes 10, 10b-18, 27-30, in: Basler Predigten, Jg. 66 (2002), Nr. 6.
- 30 E.St.
- 131 Pfarrer Christs Sekretärin.
- 132 Menschlich von Gott reden, Gütersloh 1982. Die Widmung lautet: ««Liebenswürdig ist, wer liebt, d.h. wer überall im Sachlichen das Menschliche findet. Gross, wer das Endliche um des Unendlichen willen wegwirft. Vollendet, wer beides vereinigt.» Für Hinrich Stoevesandt in herzlicher Verbundenheit. Franz Christ 25. X, 82».
- 133 Professor em. für Neues Testament in Münster; freundschaftliche Beziehungen durch gemeinsame Arbeit in den Göttinger Predigt-Meditationen.
- 134 Bei den «Bremer Stadtmusikanten» (s. Bildlegende Nr.) vertritt G. Klein den Hund, M. Beintker den Hahn.
- 135 Kleins Ferienwohnung in Schleswig-Holstein.
- 136 G. Kleins 75. Geburtstag.
- 137 Superintendent Dr. Thomas Hübner aus Köln.
- 138 M. Beintker / G. Klein / H. Stoevesandt / M. Trowitzsch, Geschenktes Leben. Die Rechtfertigungsbotschaft in Predigten, Leipzig 2002.
- 139 Gemietete Ferienwohnung auf dem Kapf im Emmental.
- 140 Mein Name sei Benedikt. Predigt über Lk. 1,67-69, in: Geschenktes Leben, a.a.O., S. 93-102.
- 141 Dr. phil., Studienrat und Kollegleiter; Pfarrer em. in Münster.
- 142 A. Wiebel, Rudolf Hermann (1887-1962). Biographische Skizzen zu seiner Lebensarbeit (Unio und confessio, Bd. 21), Bielefeld 1998. Zu Barth: S. 223-237 u.ö.

- 143 Dietrich Bonhoeffer hatte mit den Kandidaten seines Predigerseminars im Juni 1935 einen Besuch in Greifswald unternommen, bei dem es zu einem «freimütigen Streitgespräch» (E. Bethge) kam. A.a.O., S. 90.278f.
- 144 Arnold Wiebels angehende Schwiegermutter Ursula Besch hatte den Schwestern Helene und Margarete Graeber, entfernten Tanten sowohl von Arnold Wiebel als auch von H.St., von der Verlobung ihrer Tochter erzählt. Auf deren interessierte Frage «mit wem?», hatte sie keinen Namen genannt, sondern nur eine Andeutung gemacht mit der Wendung: «wir werden verwandt». Nach einem Blickwechsel der Schwestern brach eine von ihnen in den Ruf aus: «Himrich!»
- 145 Jurist; Klassenkamerad am Alten Gymnasium in Bremen
- 146 H. Stoevesandt, Die Göttinger Dogmatikvorlesung. Grundriss der Theologie Barths, in: Karl Barth in Deutschland (1921–1935). Aufbruch – Klärung – Widerstand. Beiträge zum Internationalen Symposium vom 1.–4. Mai 2003 in der Johannes a Lasco Bibliothek Emden, hrsg. von M. Beintker, Ch. Link und M. Trowitsch, Zürich 2005, S. 77-98.
- 147 Cousine von H.St.; langjährige Mitbewohnerin in H.St.s Elternhaus in Bremen.
- 148 Sie war mit ihrem Fahrrad umgefallen und bewußtlos liegengeblieben. Nach sieben Tagen konnte sie aus dem Krankenhaus nach Hause zurückkehren.
- 149 Bibliothekar; Klassenkamerad am Alten Gymnasium in Bremen.
- 150 Anspielung auf das Büchlein, das H.St. von E.F. zu Weihnachten bekam: «...lesen, wie krass schön du bist konkret», William Shakespeare, Sonett 18 vermittelt durch deutsche Übersetzer in 154 + 1 Versionen, Dozwil 2003.
- 151 Verleger der EDITION SIGNATHUR, Dozwil, in der das Büchlein erschienen ist.
- 152 Das Büchlein zu Weihnachten an H.St. zu schicken.
- 153 E.F. hatte das von ihm verfaßte «Geleitwort des Bibliographen» als (offenen) Brief an H.St. stilisiert.
- 154 Shakespeare Sechsendsechzig. Variationen über ein Sonett, gesammelt, ediert und kommentiert von Ulrich Erckenbrecht. Zweite erweiterte Ausgabe Kassel 2001, enthaltend 132 + 1 Übersetzungen des Sonetts 66.
- 155 Zitat aus der Übersetzung des 18. Sonetts von Kerim Köstebeck, a.a.O. S. 173.
- 156 H.St., Das Recht des Glaubens. Predigt über Lk. 18,1-18, in: Basler Predigten, Jg. 67 (2003), Nr. 12.
- 157 Gymnasiallehrer in Nordhorn, Herausgeber der «Deutschen Literaturlandschaften».
- 158 Am 26. Januar hatte der Bremer Dichter Rudolf Alexander Schröder Geburtstag, am 27. außer Mozart auch Wilhelm II. und Karl Koch.
- 159 Karl Koch gestaltet für die «Deutschen Kulturlandschaften» u.a. Briefumschläge mit Zitaten von Schriftstellern zu verschiedenen Regionen und Städten. So kam im Jahr 2004 ein Briefumschlag mit einer Äußerung Karl Barths über die Grafschaft Bentheim aus einem Rundbrief von 1922 heraus.
- 160 Professorin für Systematische Theologie in Göttingen; wohnhaft in Basel.
- 161 wegen eines beim Basketballspiel mit der Mannschaft des Göttinger «Institutum Lutheranum» zugezogenen Bänderrisses.
- 162 Ch. Axt, Sich selbst verleugnen. Predigt über Markus 8, 27-37, in: Basler Predigten, Jg. 68 (2004), Nr.3.
- 163 H. Stoevesandt, Wehrlose Wahrheit. Die Christus bekennende Kirche inmitten der Vielfalt der Religionen, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche, Jg. 102 (2005), S. 204-225.
- 164 Evangelischer Glaube und die Frage nach den anderen Religionen, in: Das Wesen des Christentums in seiner evangelischen Gestalt. Eine Vortragsreihe im Berliner Dom (Veröffentlichungen aus der Arnoldshainer Konferenz), Neukirchen-Vluyn 2000, S. 87-112.
- 165 Professor für Systematische Theologie in Princeton, USA; freundschaftliche Beziehungen seit seinem Studienaufenthalt in Basel 1985/86.
- 166 Die erste hohe Anerkennung war 1998 der Karl Barth-Preis der Union Evangelischer Kirchen in Deutschland.
- 167 Freundschaftliche Beziehungen seit dessen Zeit als Pfarrer an der St. Alban-Kirche in Basel in den Siebzigerjahren.
- 168 Professor em. für Systematische Theologie in Bonn; befreundet mit H.St. seit der gemeinsamen Arbeit an zwei Bänden der Barth-Gesamtausgabe.
- 169 Ehemaliger Assistent am Karl Barth-Archiv; Mitarbeiter an der Barth-Gesamtausgabe; Pfarrer in Zweisimmen (Kanton Bern).
- 170 H.F. hatte H.St. für eine Predigt gelobt: Das Buch mit den sieben Siegeln, Predigt über Offenbarung 5, 1-14, in: Basler Predigten Jg. 69 (2005), Nr. 12.